

CREDIT
SUISSE

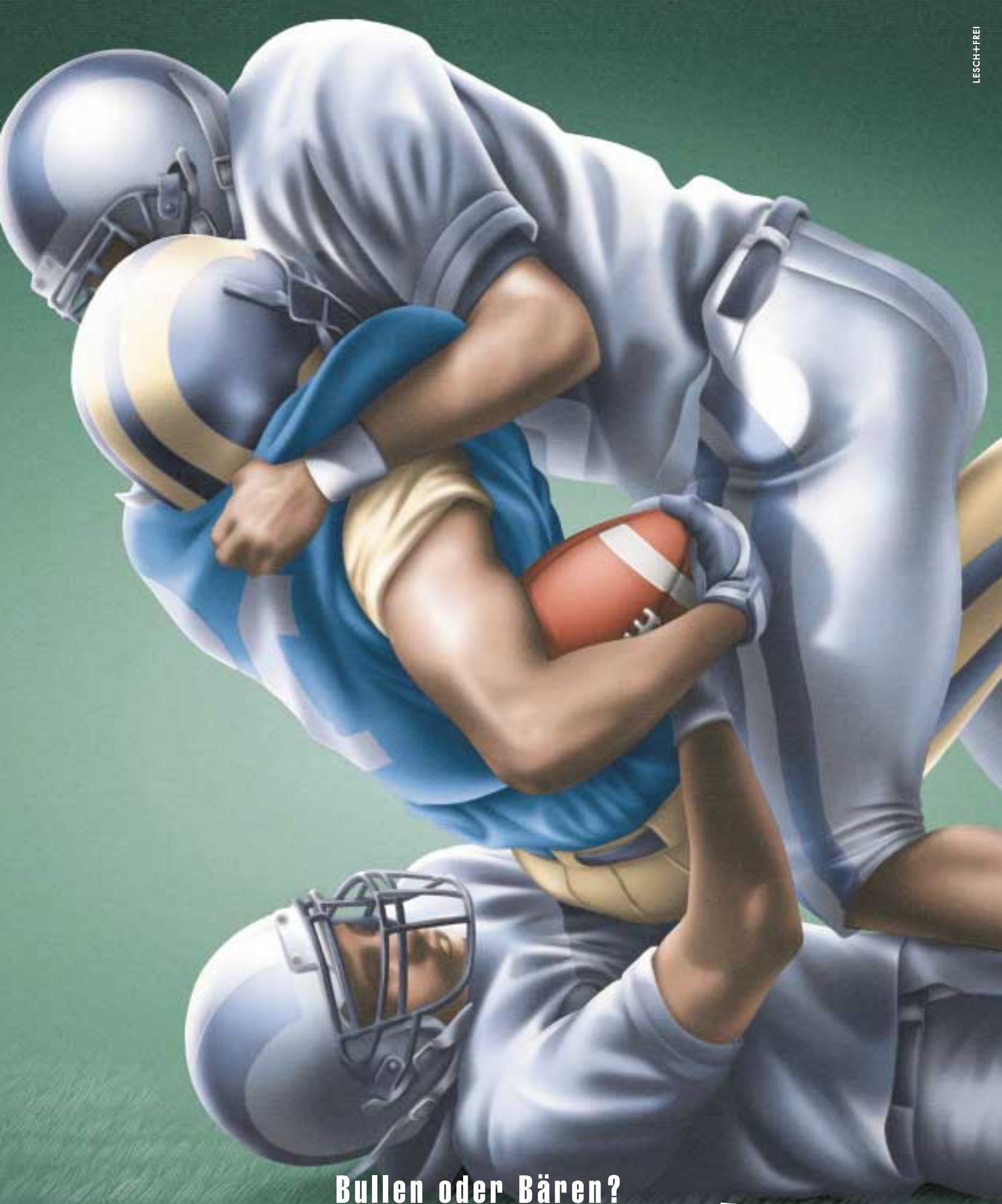
bulletin 6

Das Magazin der Credit Suisse Financial Services und der Credit Suisse Private Banking

Reichtum

zeigt viele Gesichter

Konjunkturprognosen 2002 Rezession ist ausgeschlossen |
UNO Wirtschaft und Image profitieren von Beitritt | **Sponsoring** Neue Fussballstadien



Bullen oder Bären?

Eine Börsenregel sagt: Gewinnt eine Mannschaft aus der NFL die Superbowl, steigt die Börse, siegt ein Team der AFL, fällt sie. Verlässlichere Grundlagen für Ihre Börsengeschäfte mit fundierten Informationen über Märkte, Branchen und Unternehmen erhalten Sie in der «Finanz und Wirtschaft».

Für Ihr Probeabo: Finanz und Wirtschaft AG, Abo-Service, Postfach, CH-8021 Zürich. Tel. 01 298 35 55, Fax 01 298 35 00, E-Mail abo@fuw.ch, www.finanzinfo.ch



Damit Börsengeschäfte nicht Glücksache sind.

Schwerpunkt: «Reichtum»



Reichtum verpflichtet

Das Gesicht liess mich nicht los, verfolgte mich bis in den Schlaf. Es begegnete mir in einem Dokumentarfilm – einem der vielen in diesem traurigen Herbst, der sich mit der arabischen Welt auseinandersetzt. Die Fernseh-Reportage zeigte Muslime in israelischer Gefangenschaft, welche durch Zufall Selbstmordattentate überlebt hatten.

Das Gesicht war jung – und verstümmelt. Die Bombe ging bereits beim Vorbereiten der Tat in die Luft, zerfetzte dem jungen Mann Glieder und Augen. Trotzdem verriet er keine Zweifel – er würde dasselbe noch einmal tun. Unberührt sprach er ins Mikrofon: «Der Westen ist wie ein prunkvoller Füllfederhalter ohne Tinte. Aller Reichtum der westlichen Welt ist hohl und nutzlos, weil ihm die Werte fehlen.»

Die Worte sassen. Mich irritierte der Gedanke, dass der junge Araber uns Menschen im Westen die Fähigkeit absprach, für Werthaltungen einzustehen. Gilt denn nicht auch im Abendland, was der Dichter Angelus Silesius im 17. Jahrhundert formulierte? «Was du nicht in dir hast, wär's auch die ganze Welt, ist dir nur eine Last.»

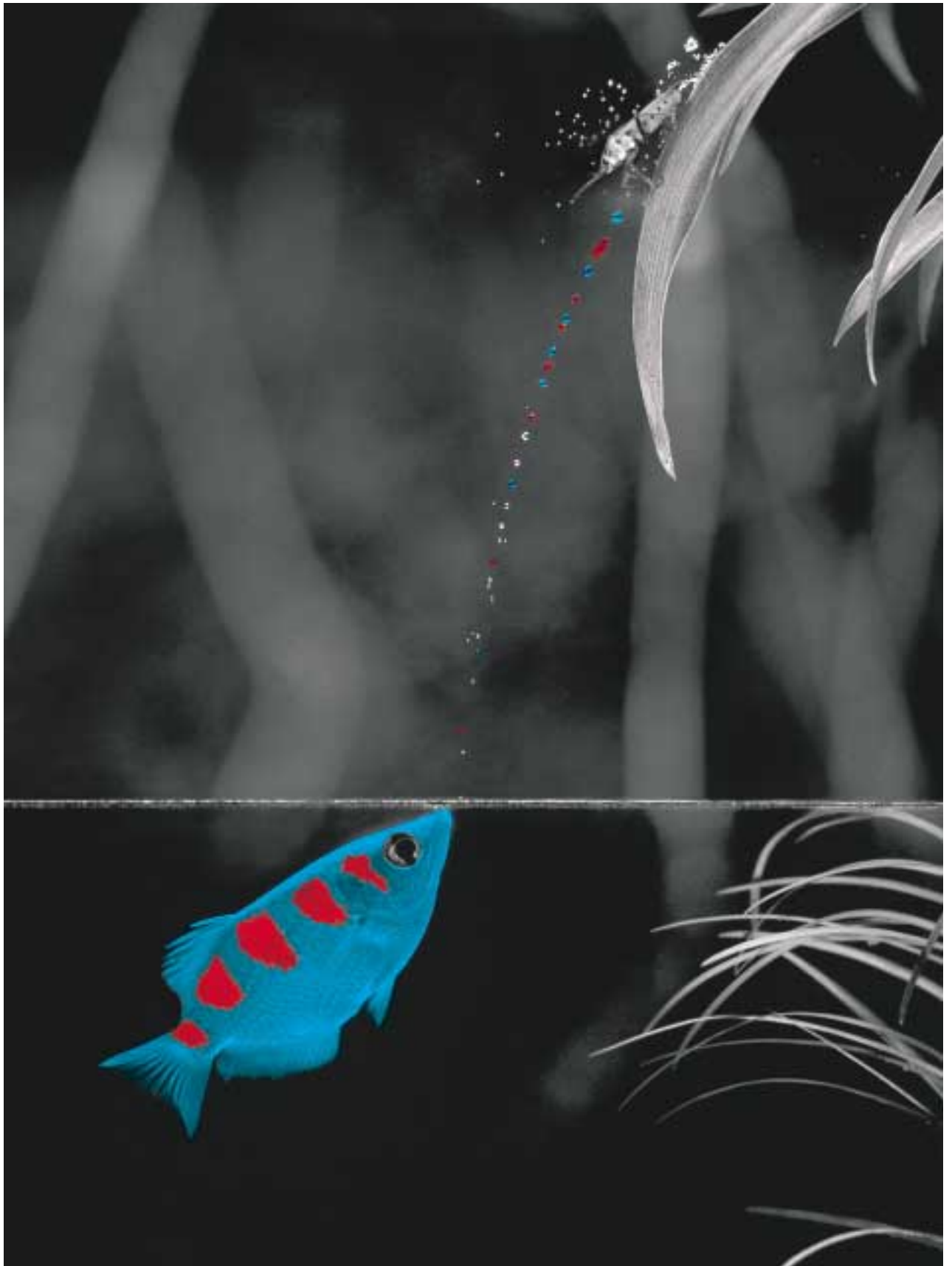
So trivial Silesius' Aussage daher kommen mag – ihr Kern ist für mich noch heute gültig. Reichtum

hat viel mit Werten zu tun. Und Werte gehorchen nicht den Regeln der doppelten Buchhaltung. Niemand besitzt sie ein für allemal, selten sind sie berechenbar. Jeder Tag fordert von uns, Farbe zu bekennen, zu zeigen, wofür wir einstehen. Hier wie überall auf Erden kennt keine Kultur oder Religion die alleinseligmachende Formel, welche zu jenem Reichtum führt, den wir als Zufriedenheit und Glück erleben.

Wir mögen hierzulande an Wohlstandskrankheiten leiden. Und dass Geld allein nicht glücklich macht, lässt sich leichter sagen mit vollem Magen und der Gewissheit, in einem Land wie der Schweiz geboren zu sein: in relativem Wohlstand, mit Chancen auf eine gute Bildung – gesegnet mit Dingen, die vielen Menschen in Entwicklungsländern als Paradies auf Erden erscheinen müssen.

Doch allem Pessimismus zum Trotz: Für mich ist die westliche Welt nicht dekadent, wie uns das Fanatiker vorwerfen. Noch definiert sich wahrer Reichtum auch bei uns über Gesundheit, Liebe, Lebenschancen, Solidarität und Frieden. So gesehen ist der Reichtum in der Schweiz einer, der verpflichtet. Ein weiterer Allgemeinplatz zwar, aber für einmal einer, den ich mag.

**Christian Pfister, Leiter Publishing,
Credit Suisse Financial Services**



INNOVATIV Spritzige Ideen. Massgeschneiderte Lösungen. Auf den Punkt gebracht.
www.credit-suisse.com

SCHWERPUNKT: «REICHTUM»

- 6 **Gold, Geist und Alpenglühn** | Schweizer Schätze
- 22 **Reichtum und Armut** | Irrtümer, die Sie kennen sollten
- 28 **Exklusivumfrage** | Was die Nation über Geld denkt
- 32 **Aktienmärkte** | Kurzsichtige Strategien zahlen sich nicht aus
- 34 **Vermögensverwaltung** | Auch Superreiche brauchen Hilfe

AKTUELL

- 39 **Vorsorge** | Infocenter lässt keine Fragen offen
- Druckfrisch** | Die Rolle der Banken im Zweiten Weltkrieg
- Investors' Circle** | Finanzinfos rund um die Uhr
- Neue Internetplattform** | Volservice für Unternehmen
- 40 **Wechselkursentwicklung** | Der Dollar hält sich gut
- 42 **Anlagen** | Mit Value-Aktien sicher durch Turbulenzen

ECONOMICS & FINANCE

- 44 **Ausblick 2002** | Interview mit Chefökonom Bischofberger
- 48 **Prognosen zu Ländern und Branchen**
- 50 **UNO-Beitritt** | Die Schweizer Wirtschaft profitiert
- 53 **Prognosen zur Konjunktur**
- 54 **Alternative Energien** | Brennstoffzellen prägen Zukunft
- 56 **Hotelbranche** | Wer überleben will, muss flexibel sein
- 59 **Prognosen zu den Finanzmärkten**

E-BUSINESS

- 60 **Online Business** | Zukunftsglaube auf realistischer Basis
- 65 **@propos** | Der Ärger kommt per Kettenbrief
- 66 **E-Learning** | Was Chefs darüber wissen sollten

LUST UND LASTER

- 70 **Papier** | Wers nur zum Schreiben benutzt, verpasst etwas

SPONSORING

- 74 **Neue Fussballstadien** | Die Schweiz ist im Baufieber
- 78 **Agenda**

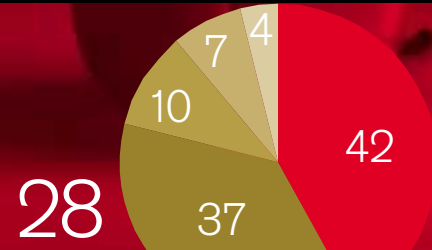
LEADERS

- 80 **Theo Waigel** | Im Spannungsfeld von Freiheit und Ordnung

Das Bulletin ist das Magazin der Credit Suisse Financial Services und der Credit Suisse Private Banking.

6

Paradies: Wer die Stiftsbibliothek in St. Gallen betritt, findet sich in einer anderen Welt.



Tabu: Über Geld spricht man nicht in der Schweiz – aber die Antworten sind interessant.

44

Chefökonom Alois Bischofberger: «Die Schweiz bleibt 2002 von einer Rezession verschont.»

70

Papier: Junge Designer hauchen einem der ältesten Werkstoffe neues Leben ein.

80

Theo Waigel: «Ich durfte eine spannende Epoche der Geschichte mitgestalten.»

Schatzkamm

Welches sind die Schätze der Schweiz? Demokratie, Wohlstand, Neutralität? Oder eher Käse, Uhren, Schokolade? Das Bulletin hat sich auf die Suche gemacht und ist fündig geworden. Fünf Schweizerinnen und Schweizer präsentieren ihren Schatz und erzählen seine Geschichte.

er Schweiz

■ Die überschüssigen Goldreserven der Schweizerischen Nationalbank wiegen rund 1300 Tonnen. Was zählen da 123,18 Gramm? Und doch dürfte der Freudenschrei des Peter Bölsterli, der im August 1997 am Vorderrhein oberhalb von Disentis das bisher grösste Schweizer Goldnugget fand, weitherum zu hören gewesen sein. Auri sacra fames. Unersättlicher Hunger nach Gold. Als bedeutendster Goldschatzfund ist indes jener im ernerischen Erstfeld zu bezeichnen. Im Schweizerischen Landesmuseum in Zürich gibt es aber auch sonst zahlreiche Schätze zu entdecken. Nächsten Frühling etwa in einer grossen Sonderausstellung Hermann Hesse. Der Nobelpreisträger und literarische Bestsellerautor erhielt bereits mit sechs Jahren den Schweizer Pass und schrieb seine wichtigsten Bücher in der Schweiz. Was hindert uns daran, sein Werk als Schweizer Schatz zu betrachten?

■ Das Paradies habe er sich immer als eine Art Bibliothek vorgestellt, meinte der argentinische Dichter und Nationalbibliothekar Jorge Luis Borges. Trotz seiner Erblindung blieb für ihn das Buch der wertvollste Schatz der Welt. Ob sich dies auch auf die Schweiz übertragen lässt? Die Weltchronik des Rudolf von Ems, die Manessische Liederhandschrift, die Bilderchroniken des Diebold Schilling. Und natürlich das um 1300 geschriebene Graduale der Dominikanerinnen von St. Katharinenthal! Dieses farbenprächtige liturgische Gesangbuch konnte 1958 vom Bundesrat, von der Gottfried-Keller-Stiftung und vom Kanton Thurgau aus dem Londoner Exil in die Schweiz zurückgeführt werden. Der Buchschätze sind viele, als Prunkstück ist – dank der Elfenbeinschnitzereien des Tuotilo – das in der Stiftsbibliothek aufbewahrte Evangelium Longum anzusehen.

■ Die Wandmalereien am Haus des Luzerner Schultheissen Johann Karl Balthasar zeigen die Siegesgöttin Nike. Die Monarchien liegen ihr und der Republik zu Füssen. Die Zerstörung der nahe gelegenen Kapellbrücke im August 1993 konnte sie jedoch nicht verhindern. NIKE wiederum, die Nationale Informationsstelle für Kulturgüter-Erhaltung, setzt sich mit Erfolg für die baulichen Schweizer Schätze ein. Beim ISOS handelt es sich nicht etwa um die ägyptische Muttergöttin Isis, sondern um das Inventar der schützenswerten Ortsbilder der Schweiz, in welchem

bisher 6000 Ensembles in 3000 Gemeinden dokumentiert wurden. Eine interessante Schatzkarte stellt zudem das vom Bundesamt für Zivilschutz vorgelegte Schweizerische Inventar der Kulturgüter von nationaler und regionaler Bedeutung mit momentan rund 8300 Objekten dar.

■ Der bedeutende Wakker-Preis des Schweizer Heimatschutzes ging dieses Jahr an Uster. Gilt diese begehrte Auszeichnung nun vornehmlich der beispielhaften Weiterentwicklung des Ortsbildes, gerade in der Agglomerationslandschaft, so wurden anfänglich insbesondere die schönsten historischen Städte ausgezeichnet. Einzigartige touristische Schätze. Stein am Rhein, St-Prex, Wiedlisbach und Guarda heissen die ersten von bisher 30 Preisträgern. 162 durch die Auswirkungen der Zivilisation gefährdete Naturschätze schützt das Bundesinventar der Landschaften und Naturdenkmäler von nationaler Bedeutung (BLN). Mit der Region Jungfrau – Aletsch – Bietschhorn findet Mitte Dezember 2001 – aller Voraussicht nach – erstmals ein Schweizer Naturdenkmal Aufnahme in die Unesco-Welterbeliste.

■ Für viele sind die wirklichen Schätze in der Bildenden Kunst zu entdecken. Nicht selten verbergen sich aber gerade die interessantesten Werke in privaten Sammlungen. Immer häufiger kommt es nun aber vor, dass sie später in Museen zugänglich gemacht werden und durch die subjektive Zusammenstellung sogar einen reizvollen Zusatzwert erhalten. Ein attraktives Beispiel dafür bilden die Sammlungen von Oskar Reinhart in Winterthur.

Beruht aber der Reichtum der Schweiz letztlich nicht auf dem Wissen und dem Erfindungsgeist ihrer Bewohner? Ein Blick ins Eidgenössische Institut für Geistiges Eigentum legt davon ein drückliches Zeugnis ab. Und wer es trotzdem nicht glaubt, dem sei der Besuch der Erfindermesse in Genf empfohlen, die nächsten April bereits zum dreissigsten Male stattfindet.

Fünf Schätze nur können von ihren Hüterinnen und Hütern näher vorgestellt werden. Fünf von Tausenden. Willkür oder Zufall? Keineswegs. Kostbare Perlen, goldene Berge? Fraglos. Und doch: Die wahre Schatzsuche ist nie zu Ende, sondern immer am Anfang. Die Suche ist der wahre Schatz.

Andreas Schiendorfer

Der prunkvolle Hauptraum der Stiftsbibliothek St. Gallen entstand 1758/59. Er gilt als einer der schönsten Barocksäle der Welt und beherbergt 30 000 Bücher.





Stiftsbibliothek St. Gallen

Stiftsbibliothek St.Gallen

«Ich bin immer wieder erstaunt, wie normal es hier aussieht», sagt Theres Flury, die wissenschaftliche Bibliothekarin der St.Galler Stiftsbibliothek. «Eigentlich könnten diese Bücherregale doch ebenso gut bei jemandem zu Hause stehen.» Wirklich dekorativ sind die abgewetzten, zumeist ledernen Einbände in der Handschriften-Kammer aller-

sammenhang ist interessant zu wissen, was eine solche Handschrift in der damaligen Zeit wert war», sagt Theres Flury. «Sie entsprach etwa dem Wert eines ganzen Hofes mit allem, was dazu gehört.» Aber nicht nur die monatelange Schreibarbeit der Mönche und das darin gesammelte Wissen machten die Bücher so kostbar, sondern allein schon das Material. Das Grundmaterial von Pergament ist Schafs- oder Kalbshaut. Ein Schaf gab in der Regel zwei schöne Seiten her. «In so einem Buch steckt also eine ganze Herde», sagt die Bibliothekarin und schlägt vorsichtig einen Band auf. Wie gedruckt reihen sich die einzelnen Buchstaben zu einem Kunst-

werk aneinander. «Tatsächlich war das Ziel bei den ersten gedruckten Schriften, so schön und präzise wie die handgeschriebenen zu werden», erzählt Theres Flury.

Die schlichte Handschriften-Kammer verbirgt sich abseits des grossen Besucherstroms hinter einer unscheinbaren Tür im ersten Stock der Bibliothek. Nur ein erlesener Kreis von Personen hat Zutritt. Dagegen schlurften un-

ten durch den prunkvollen Barocksaal jedes Jahr rund 100 000 Leute in Pantoffeln über den Intarsien-Holzboden. Neben vereinzelten Handschriften-Kostbarkeiten sind im Hauptsaal vor allem frühe Drucke ausgestellt.

Als wissenschaftliche Bibliothekarin ist Theres Flury ständig auf der Suche nach neuer Sekundär-Literatur, die den kulturellen Schatz der Stiftsbibliothek einbettet. Der



Evangelium Longum: Mönch Tuotilo schnitzte 894 die mit Gold und Edelsteinen eingefassten Elfenbeintafeln.



In den Säulen verbergen sich die Kärtchen des Standortkatalogs.

dings nicht. Trotzdem sind es die Kronjuwelen der Stiftsbibliothek. Von den rund 2000 Handschriften entstanden zirka 500 zwischen dem 8. und dem 12. Jahrhundert grösstenteils direkt vor Ort im Kloster St.Gallen. Das macht sie zu einem einzigartig zusammenhängenden Stück Kulturgeschichte. Der Wert ist unschätzbar. «In diesem Zu-



In diesem Raum schlummern unter Ausschluss der Öffentlichkeit die grössten Schätze der Stiftsbibliothek: 2000 Handschriften. Es gibt weder Heizung noch Luftbefeuchter. Die dicken Steinmauern und die massiven Holzschränke sorgen Sommer wie Winter für ideale Verhältnisse.

Bücherbestand ist so stetig auf heute 150 000 Stück angewachsen. Im Prunksaal selbst stehen 30 000 Werke. Theres Flury ist auch zuständig für den Kontakt nach aussen. Wie schon ihre Bibliothekar-Kollegen vor 1000 Jahren bestimmt sie, wer die Handschriften im Lesesaal ausgehändigt bekommt oder nicht. Geht es einzig um inhaltliche Forschungen, so müssen sich die Bittsteller mit Mikrofilmen begnügen. Will dagegen jemand zum Beispiel die kleinen, oft witzigen Randnotizen (Glossen) untersuchen, so muss er das teilweise kaum entzifferbare Gekritzel genauer betrachten können.

Kaum hatte die Germanistin im April 2001 ihre Stelle angetreten, musste sie schon in grosser Mission nach London reisen. Christie's versteigerte eine bislang unbekannte Handschrift aus den Beständen der Klosterbibliothek. 82 000 Franken waren ihr für den Kauf über einen Sonderkredit und Gönnerbeiträge zugesichert. Es sollte nicht reichen. Die Handschrift ging für wenig mehr an einen Händler und wartet nun in irgendeinem dunklen Safe auf einen Käufer. Der Gedanke daran schmerzt die Bibliothekarin noch immer.

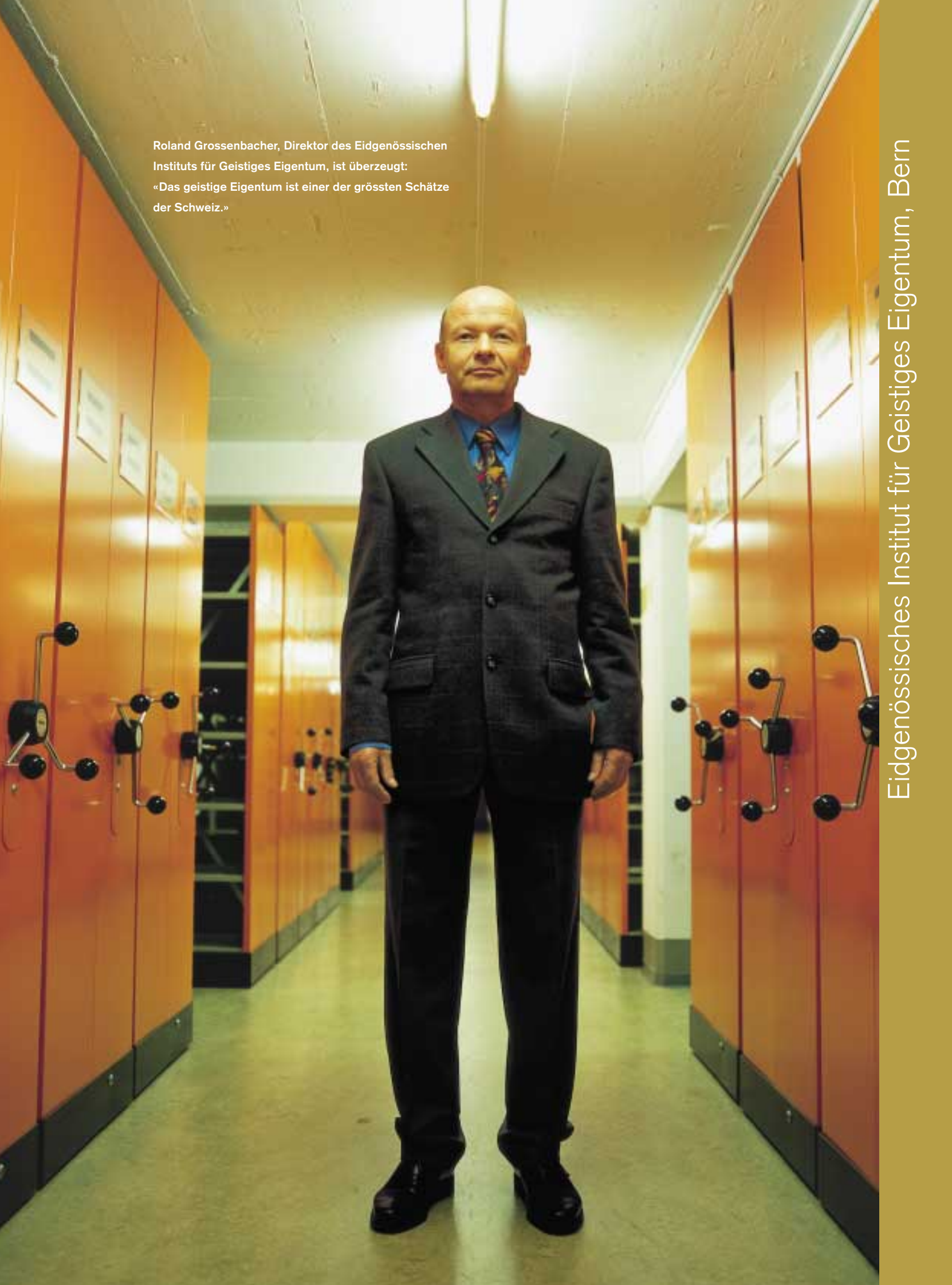
Daniel Huber



«Im 9. Jahrhundert war eine Handschrift gleich viel wert wie ein ganzer Hof mit allem, was dazu gehört», erzählt Theres Flury, wissenschaftliche Bibliothekarin der Stiftsbibliothek St. Gallen.

Roland Grossenbacher, Direktor des Eidgenössischen
Instituts für Geistiges Eigentum, ist überzeugt:
«Das geistige Eigentum ist einer der grössten Schätze
der Schweiz.»

Eidgenössisches Institut für Geistiges Eigentum, Bern



Eidgenössisches Institut für Geistiges Eigentum

«Der Urquell aller technischen Errungenschaften ist die göttliche Neugier und der Spieltrieb des bastelnden und grübelnden Forschers und nicht minder die konstruktive Fantasie des technischen Erfinders», steht auf einer Bronzetafel vor dem Haupteingang des Eidgenössischen Instituts für Geistiges Eigentum in Bern. Das Zitat stammt von Albert Einstein, der hier zwischen 1902 und 1909 als Patentprüfer arbeitete. Heute erinnert nur noch eine Nische im Dachstock an den genialen Schöpfer der Relativitätstheorie. «Vor langer Zeit schon haben wir die meisten Erinnerungsstücke dem Albert-Einstein-Haus an der Kramgasse übergeben. All die Busse voller Japaner auf den Spuren Einsteins haben zu grosse Unruhe ins Haus gebracht», sagt Roland Grossenbacher, der Direktor des Instituts.

Heute arbeiten hier rund 260 Leute: Naturwissenschaftler, Juristen, Informatiker. Sie prüfen Patente und treffen markenrechtliche Abklärungen. In der Schweiz werden pro Jahr 3000 Patente angemeldet, früher waren es rund 17500. Sind die Schweizer plötzlich weniger erfinderisch? «Keineswegs: Die Zahl ist weit grösser, aber die meisten Patentanmeldungen laufen heute über das europäische Patentamt in München», erklärt Grossenbacher. Schliesslich sei die Schweiz eines der innovativsten Länder mit den meisten

Patenten pro Kopf, ergänzt der Jurist. Patente, die hier zur Prüfung vorgelegt würden, seien vor allem solche, die ausschliesslich in der Schweiz zur Anwendung kämen.

Geprüft werden die Patentanträge auf rein intellektuellem Niveau; keine Labors also, wo Forscher im weissen Mäntelchen geheimnisvolle Konstruktionen durchchecken. Die Fachleute prüfen, ob die Erfindung technisch machbar ist: «Wer das Perpetuum Mobile patentieren lassen möchte, hat keine Chance. Das würden meine Leute schnell herausfinden», verspricht Grossenbacher. Aber ob die Erfindung wirklich neu ist, prüft man in der Schweiz nicht. Es wäre also möglich, das Rad patentieren zu lassen? «Ja, wer bei uns das Rad anmeldet und es korrekt beschreibt, erhält am

Schluss eine Patentschrift, auf der «Rad» steht.» Aber die sei natürlich nichtig, fügt Grossenbacher verschmitzt an. Eine Schweizer Erfindung, die grossen internationalen Erfolg verbuchen konnte, ist der Klettverschluss; eine andere – mehr auf den helvetischen Markt ausgerichtet – die Girolle, eine «Tête de Moines»-Schabvorrichtung.

Der grösste Schatz, den das Institut für Geistiges Eigentum hütet, ist die gigantische technologische Bibliothek, die Zugriff auf 42 Millionen Patendokumente gewährt. Früher wurden die Patentschriften in Papierform auf Dutzenden von Laufkilometern im Archiv aufbewahrt, heute sind sie auf mehreren Servern gespeichert und für jedermann auch online abrufbar. Roland Grossenbacher



Albert Einstein bezeichnete seine Jahre als Patentprüfer in Bern als seine «kreativsten».

sieht seine Hauptaufgabe darin, die geistigen Schätze der Schweiz für alle zugänglich zu machen und zu verbreiten. «Wir können sie nicht in einer Schatzkammer aufbewahren. Sie müssen hinaus in die ganze Welt. Erst durch seine Allgegenwart wird geistiges Eigentum zu einem wirklich wertvollen Schatz.»

Ruth Hafen

Server haben das Papierarchiv abgelöst: Hier werden 42 Millionen Patendokumente gespeichert.





«Wir haben allen Grund, stolz auf unsere Vorfahren, die Helvetier, zu sein. Nur ein Kulturvolk war fähig, erlesenen Goldschmuck herzustellen, wie er in Erstfeld gefunden wurde», betont Andres Furger, Direktor des Schweizerischen Landesmuseums in Zürich.

Goldschatz von Erstfeld

«Das Gold der Helvetier? Der wahre Schatz ist der Erkenntnisgewinn», erklärt Andres Furger. Seine Arbeitszeit verbringt der Archäologe gegenwärtig vor allem mit der Planung des neuen Landesmuseums; aber man spürt, dass er sich – die Pfeife schnell zur Hand – gerne für ein paar Minuten ablenken lässt. Die Zeitmaschine wird zurückgedreht zu den Kelten, denen seine wissenschaftliche Liebe und Leidenschaft gilt. Seit 1971, als der junge Student in Basel die keltische Stadtmauer mit entdeckte. Eine keltische Stadtmauer – nichts Spezielles für wahr. Wenn man indes weiss, dass Basilea zuvor stets als eine römische Gründung angesehen wurde: ein wahrer wissenschaftlicher Goldschatz.

Das Rätsel der Kelten zu lösen, den Helvetiern, unseren Urahnen, den ihnen zustehenden Platz neben Wilhelm Tell zu verschaffen, das ist sein Traum. Kramen wir unser Schulwissen hervor. Die Helvetier verliessen 58 vor Christus ihre Heimat rund um die Hauptstadt Aventicum. Sie wurden von Caesar bei Bibracte geschlagen und in die «Schweiz» zurückgeschickt. Am Anfang war also, peinlich, die bittere Niederlage. Was mussten das für Banausen und Barbaren gewesen sein. «Wir tun den Helvetiern unrecht», bedauert Furger. «Trotz des Erfolgs unserer Ausstellung 'Gold der Helvetier' wird dieser wichtige Keltenstamm immer noch massiv unterschätzt.»

1987 erforschte Furger, nun bereits Direktor des Schweizerischen Landesmuseums, im Burgund das zuvor nicht genau lokalisierte Schlachtfeld von Bibracte, 1993 rekonstruierte er den keltischen Streitwagen *essedum*. Und dazwischen, 1991, entdeckte er den «Goldschatz von Erstfeld», was ihm, dem Erstfelder Bürger, natürlich besondere Genugtuung bereitere.

Bevor Widerspruch aufkommt: Die sieben goldenen Hals- und Armringe wurden bereits 1962 von den Baggerführern Virgilio und Goffredo Ferrazza bei Bauarbeiten für ein Lawinstaubbecken gefunden. Aber Furger stellte, dreissig Jahre danach, neue Fragen. Keine Rede mehr von einem Schatz, der von antiken Handelsreisenden deponiert und irgendwarum nicht mehr abgeholt wurde. Die Ringe zeugen vielmehr von einem kultischen Vorgang. Am Endpunkt der Wasserstrasse in Richtung Süden stimmten Mitglieder der nordalpinen Aristokratie mit diesem Goldopfer eine wichtige Gottheit günstig. Geweihtes Gold.



Ausschnitt eines Halsrings: Sirene, anthropomorphes Doppelwesen

kratatie mit diesem Goldopfer eine wichtige Gottheit günstig. Geweihtes Gold.

So so, denkt man, während Andres Furger genüsslich an der Pfeife zieht – und plötzlich sagt: «Der Gotthard war wohl der Olymp der Kelten! Im Hospiz-Seele in müsste man graben...» Nun endlich sehen auch wir sie, die Goldschätze der Helvetier. Funkeln und glitzern, in Furgers Augen. Das Rheinflallbecken dürfte, nebenbei bemerkt, ebenfalls Hort eines Goldschatzes sein, der wohl nie geborgen wird.

Der Wissenszuwachs geht jedoch weiter: Bei der unbekannten, allmächtigen Schutz-

gottheit auf den Ringen handelt es sich um den «Herrn» oder die «Herrin der Tiere». Und der hochwertige Goldschmuck wurde um 380 vor Christus in einer Werkstatt des schweizerischen Alpenvorlandes hergestellt – und nicht etwa in der Mittelrheingegend, deren prunkvolle keltische Fürstengräber ebenfalls eindrucksvoll sind.

Nix Barbaren, wir waren wer. Die Schweizer ein Kulturvolk, schon damals. Unschätzbare Erkenntnis, der wahre Schatz der Helvetier.

Andreas Schiendorfer



Die Schatzkammer der Schweiz erhält demnächst einen Anbau.



Der Goldschatz von Erstfeld: vier Hals- und drei Armringe. Frühe Latènekunst, um 380 v. Chr.



«Die schönste Region der Alpen verdient es, dass wir schonend mit ihr umgehen und einen sanften Tourismus fördern. Auch die folgenden Generationen sollen unser Naturdenkmal geniessen dürfen», erklärt Edith Nanzer, Gemeindepräsidentin von Naters und Präsidentin der IG Kandidatur Unesco-Weltnaturerbe Jungfrau – Aletsch – Bietschhorn.



Weltnaturerbe Jungfrau – Aletsch – Bietschhorn

Der teuerste Schatz der Schweiz sei deren natürliche Vielfalt und Schönheit, erklärt Edith Nanzer, Präsidentin der Gemeinde Naters, mit gewinnendem Lächeln. Sie denkt dabei nicht nur, aber vor allem an ihr Oberwallis: «Der Aletsch, der längste Gletscher der Alpen, die erholsame Idylle auf der einzigartigen Belalp!»

Trotzdem gilt es der Walliser Präsidentin der IG Kandidatur Unesco-Weltnaturerbe Jungfrau – Aletsch – Bietschhorn die Frage zu stellen, wieso beispielsweise das Bietschhorn ab Dezember auf einer illustren Liste neben dem Serengeti-Nationalpark, den Galapagos-Inseln, dem

Kilimandscharo oder dem Mount Everest figurieren soll.

Es gehe weniger um einzelne Berge als vielmehr um die gesamte Region. Diese umfasse rund 540 Quadratkilometer in 13 Walliser und zwei Berner Gemeinden. Sie sei, betont Edith Nanzer,

auch aus naturwissenschaftlicher Optik einmalig. Die hüpfenden Gletscherflöhe, die majestätischen, 1938 wieder angesiedelten Steinböcke, die kleinen Safranäcker in Mund, das erste Naturschutzzentrum der Schweiz auf der Riedfurka, das Sphinx-Observato-

rium auf dem Jungfrauoch. Und ist nicht die 1912 eingeweihte Jungfraubahn ein wahres technisches Wunderwerk?

Tatsächlich: Nicht nur der Klosterbezirk von St.Gallen, die Altstadt von Bern, das Benediktinerkloster St.Johann in Münstair und die Tre Castelli von Bellinzona verdienen es, auf der Welterbeliste der Unesco zu stehen, sondern auch die Region Jungfrau – Aletsch – Bietschhorn sowie, vermutlich 2003, der Monte San Giorgio bei Lugano. Dessen Schichten enthalten 20 Meeressaurierarten aus der Mitteltrias, haben also ein ehrwürdiges Alter von gegen 240 Millionen Jahren.

Doch was ist eigentlich das Ziel? Das Gebiet ist bereits durch die Aufnahme ins Bundesinventar der Landschaften und Naturdenkmäler von nationaler Bedeutung (BLN) geschützt. Dieses verhindert beispielsweise die umstrittene, von der Gemeinde Ried-Mörel ins Auge gefasste Verbindungsbahn quer über den Gletscher von der Riederalp zur Belalp. Aber geht es nicht trotzdem in erster Linie um die Ankurbelung des Tourismus,



Wer Augen hat zu sehen, entdeckt faszinierende Preiselbeerwelten.



Blick auf die Riederalp, die ein attraktiver Ausgangspunkt für Wanderungen ins Aletschgebiet ist.



Die Natur als hervorragende Künstlerin. Im Hintergrund ist das Fusshorn zu erkennen.

was das künftige Weltnaturerbe eher gefährden denn schützen würde?

«Ich könnte mich nie und nimmer hinter diese Kandidatur stellen, wenn eine Beeinträchtigung der Natur die Folge wäre. Dann wüsste ich meine Zeit wahrlich sinnvoller einzusetzen», widerspricht Edith Nanzer vehement. «Das Unesco-Label ist die landschaftsschützerische Goldmedaille und garantiert einen langfristigen, weltweit abgestützten Schutz. Deshalb stehen auch das Bundesamt für Umwelt, Wald und Landschaft und die Pro Natura hinter unserer Kandidatur.»

Sie weiss indes nur zu gut, dass der für die ganze Region wichtige Tourismus schon bessere Zeiten kannte. «Wir wollen vom Bekanntheitsgrad der Jungfrau profitieren, keine Frage», führt die engagierte Walliserin aus. Besonders im Sommer sei die Auslastung noch zu erhöhen. Man wolle aber behutsam vorgehen und habe im Aletschwald bereits Erfahrungen im Besuchermanagement gesammelt. Zukunftsweisend sei die in der Charta vom Konkordiaplatz – hier treffen sich die verschiedenen Gletscher – besiegelte interregionale Zusammenarbeit. «Vorher haben die Berge die Walliser und die Berner voneinander getrennt. Nun verbinden sie uns.»

Andreas Schiendorfer

Die Aletschregion kennen lernen

**Gewinnen Sie ein Wochenende
für vier Personen auf der Belalp.
Näheres dazu auf unserem
Bestell- und Verlosungstalon.**

Vor 25 Jahren richtete die Pro Natura in der historischen Villa Cassel auf der Riederfurka das erste Naturschutzzentrum der Schweiz ein. Hier werden die jährlich über 50 000 Besucher des Aletschwalds für die Belange des Naturschutzes im Berggebiet sensibilisiert.





«Mein Anliegen ist es, den persönlichen Charakter der Sammlung zu bewahren», sagt Mariantonia Reinhard, Konservatorin der Sammlung Oskar Reinhart «Am Römerholz» in Winterthur.

**Sammlung Oskar Reinhart
«Am Römerholz»**

Dicht an den Waldrand schmiegt sich die Villa «Am Römerholz», ihr zu Füssen die Stadt Winterthur. Der Industrielle Oskar Reinhart lebte hier von 1924 bis zu seinem Tod 1965. Er baute eine der bedeutendsten privaten Kunstsammlungen des 20. Jahrhunderts auf. Nach seinem Tod ging sie samt Villa in die Hände der Eidgenossenschaft über. «Diese Sammlung ist einer der grössten Schätze des Bundes», erklärt die Konservatorin Mariantonia Reinhard-Felice sichtlich stolz. 220 Werke vom Mittelalter bis zur Schwelle der klassischen Moderne sind hier versammelt, der Hauptakzent liegt auf der französischen Kunst des 19. Jahrhunderts: Manet, Monet, Renoir, Cézanne.

Im Gegensatz zu seinem Vater Theodor, dessen Leidenschaft der neueren Kunst galt, war Oskar Reinhart ein konservativer Sammler. Er richtete sein besonderes Augenmerk auf das Malerische. «Reinhart beurteilte Kunst durch die Augen des Impressionismus. Diese Ästhetik, die zu Beginn des Jahrhunderts entstand, war in den Zwanzigerjahren, als er den Grundstein für seine Sammlung legte, schon nicht mehr aktuell», führt die Kunsthistorikerin aus. Ein Glück für die Nachwelt, wurden doch viele Sammlungen, die auf demselben Konzept basierten, während der Wirtschaftskrise und des späteren Krieges aufgelöst. Der Kunstmarkt war daher reich an hervorragenden Werken.

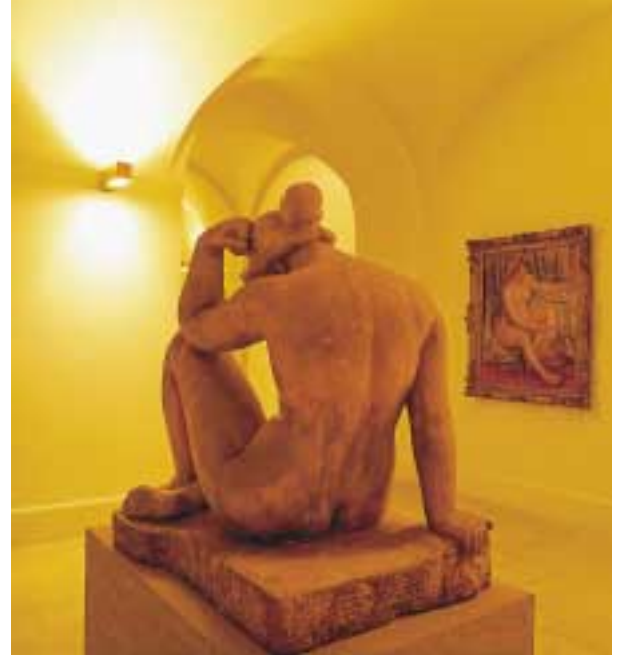
1996 wurde Mariantonia Reinhard zur Konservatorin gewählt. Sie hat den 1998 abgeschlossenen Umbau der Sammlung begleitet und die Werke neu präsentiert. «Ich habe mich entschieden, die Werke nach dem Hängungskonzept von Reinhart anzuordnen, also nicht chronologisch, sondern nach chromatischen und motivischen Zusammenhängen.» Es liege ihr daran, den persönlichen Charakter der Sammlung zu bewahren. Mit Hilfe des schriftlichen Nachlasses des Stifters versucht sie, die originalen Hängungspläne nachzuvollziehen. Da Oskar Reinhart schon zu Lebzeiten für die Öffentlichkeit sammelte und die Galerie jeweils am Donnerstagnachmittag für Besucher zugänglich machte, können auch mündliche Überlieferungen von damaligen Besuchern in die Detektivarbeit mit einbezogen werden.

Seit der Wiedereröffnung konzentriert sich Reinhart auf die Vorbereitung des wissenschaftlichen Katalogs der

Sammlung, der 2002 erscheinen wird. Aber wohl die grösste Herausforderung, die die Konservatorin zu meistern hat, wurzelt in einer Bestimmung, die Reinhart 1958 in seinem Stifterwillen festhielt: Die Bilder dürfen nicht ausgeliehen werden. «Wenn ich könnte, würde ich ihn gerne nach dem Grund fragen. Und ob er heute immer noch daran festhalten würde.» Einer permanenten Sammlung drohe die Erstarrung, die nur durch Ausstellungen durchbrochen werden könne. Das Ausleih-

verbot hat für die Konservatorin aber durchaus auch Vorteile, weil Lücken in einer so kleinen und erlesenen Sammlung gravierend wären, «so, wie wenn in einem Gebiss ein Zahn fehlt». Eine Bestimmung, welche die Arbeit der Konservatorin behindert, aber auch spannend macht: «Diese Einschränkung ist auch eine Herausforderung: Man muss weiter suchen, findet dann aber vielleicht einen Ideenschatz, den man nicht erwartet hätte.»

Ruth Hafen




Aristide Maillol (1861–1944), «La Méditerranée», 1905. Kalkstein; erworben 1931.



Paul Cézanne (1839–1906), «Stillleben mit Früchten und Fayencekrug», um 1900. Öl auf Leinwand; erworben 1925.



Jeweils donnerstags öffnete Oskar Reinhart die Türen seiner Villa und machte seinen Kunstschatz zugänglich.



«Who wants to be
a millionaire?» sang
Frank Sinatra 1956 im Film
«High Society». Ob sich
seine Filmpartnerin
Grace Kelly davon inspirieren
liess, ist Spekulation.
Tatsache ist indes, dass sie
noch im gleichen Jahr
den Fürsten von Monaco
heiratete.

«Who wants to be a millionaire?»

Nie zuvor in der Menschheitsgeschichte gab es so viele wohlhabende Leute wie heute. Grund genug für das Bulletin, sich mit dem Reichtum und seinen Irrtümern auseinander zu setzen.

Christian Pfister, Redaktion Bulletin

Irrtum Nummer 1

«Der grosse Vorteil des Reichtums besteht darin, dass man keine guten Ratschläge mehr zu hören bekommt.»

Aristoteles Onassis

Solche Probleme sollte man haben, könnte unsereiner stöhnen angesichts der Nöte, mit denen Joan Difuria ihr Geld verdient. Die amerikanische Psychologin gründete 1997 in den USA das «Money, Meaning & Choices Institute», deren Klienten eine Sorge teilen: Sie kommen mit ihrem Reichtum nicht klar. Gut für Leute wie Joan Difuria, die nicht mit ihren Ratschlägen geizen.

Difurias Markt boomte vor allem in Zeiten der Dotcom-Euphorie, welche aus findigen Tüftlern über Nacht Multimillionäre schuf. In guten Zeiten immerhin eine Hundertschaft von Neureichen pro Tag. Für viele von ihnen ist dieser plötzliche Reichtum weniger Segen als Schock. Und dieses Übel hat in Joan Difurias Augen einen Namen: Sudden Wealth Disease – Krankheit infolge plötzlichen Reichtums. «29-jährige Berufsleute fanden plötzlich heraus, dass sie eigentlich niemals mehr arbeiten mussten, um ihren Lebensunterhalt zu bestreiten», beschreibt die Psychologin das Dilemma. «Sie hatten diesen Reichtum nicht erwartet und besitzen auch keine Erfahrungen, wie sie damit umgehen sollten.» Die Einsicht aus der Antike, dass wachsendem Reichtum die Sorge folgt, machte vor den neuen Geld-Oasen in Kalifornien nicht halt.

Mehr Geld bringt meist mehr Freiheit. Damit umzugehen, will gelernt sein. Viele Menschen, die plötzlich reich werden, treffen die falschen Entscheidungen. Rat ist da teuer. Das Problem kennen auch jene, die durch Lotteriegewinne in den Kreis der Wohlhabenden aufsteigen. Kein Wunder, dass Lottomillionäre durchschnittlich ihre neuen Vermögen innert drei bis fünf Jahren verpuffen. Bei vielen beobachtet Joan Difuria nach dem plötzlichen Reichtum Schuldgefühle. «Eines Tages wachen sie auf und erkennen, dass sie jetzt zu jenen Reichen gehören, die ihnen zuvor schlecht und gierig erschienen.»

Es stellt sich eine Art Schuldgefühl des Siegers ein. So sieht das zumindest Jessie H. O'Neill, eine andere amerikanische Therapeutin und Buchautorin. Sie definiert die Krankheitssymptome rund um den Reichtum als «Affluenza». Für O'Neill, laut Eigenwerbung eine «Expertin in diesem globalen Malaise», ist Affluenza eine gestörte Beziehung zu Geld und Reichtum sowie zum Streben danach. Die Krankheit führe zur Polarisierung der sozialen Klassen und zu einem «Verlust des wirtschaftlichen und emotionalen Gleichgewichts». Einer ihrer Slogans lautet: «Wir werden Armut niemals kurieren, wenn wir uns nicht zuerst der

Probleme des Reichtums annehmen. Indem wir die Affluenza kurieren, können wir den gesunden Geldfluss innerhalb unserer Gesellschaft wieder herstellen.»

Reichtum ist heilbar

Zu den Symptomen der Krankheit gehören geringes Selbstwertgefühl, Verlust an Produktivität und Motivation, Depression, Vernachlässigung des persönlichen Innenlebens oder die Unfähigkeit, mit Frustrationen umzugehen. Mit ihrem «Affluenza Project» und entsprechenden Kursen und Seminaren möchte Jessie H. O'Neill Menschen an einen neuen Umgang mit Geld und Reichtum heranführen. Schliesslich sei Affluenza – so die gute Kunde – heilbar. Wie wichtig ein gesunder Umgang mit Reichtum ist, zeigt die Amerikanerin mit einem Blick in die Zukunft: «Billionen von Dollar werden in den nächsten 50 Jahren von einer Generation zur anderen fliessen. Es ist meine Aufgabe sicherzustellen, dass dieser ungeheure Reichtum emotional gesund weitergegeben wird. Ich helfe anderen, die psychologischen Konsequenzen zu verstehen, welche Geld auf Menschen und Organisationen haben kann.»

Irrtum Nummer 2

«Wer nichts zu verlieren hat, ist reich.»

Chinesisches Sprichwort

Wir leben in einer Welt, in der ein Fünftel der Menschheit Hunger leidet; ein Viertel hat keinen Zugang zu Basisbedürfnissen wie sauberes Trinkwasser; ein Drittel lebt in äusserster Armut. «Es ist unmöglich, in den Genuss von Menschenwürde, Freiheit und Gleichheit zu kommen, wenn es an Esswaren, Gesundheit und Schutz fehlt – in der Realität sind diese Bedürfnisse nicht zu trennen von den grundsätzlichen Menschenrechten», wehrte sich Mary Robinson, Hochkommissarin für Menschenrechte der Vereinten Nationen, in einem Leserbrief an den «Economist», nachdem das Wirtschaftsmagazin in einem Artikel angezweifelt hatte, ob Armut als Verletzung der allgemeinen Menschenrechte zu gelten habe.

Die englische Regierung schrieb letztes Jahr in ihrem Weissbuch zur Eliminierung der Armut auf der Welt: «Dafür zu sorgen, dass die Globalisierung auch für die armen Länder zu funktionieren beginnt, ist die grösste moralische Herausforderung, der sich unsere Generation zu stellen hat.»

Wie immer, wenn es um Auswege aus dem Elend und um das Zuschütten des Grabens zwischen Arm und Reich geht, sind einfache Antworten nicht zu haben. Kritiker sehen in der Globalisierung den Grund dafür, dass sich der Graben zwischen Arm und Reich weiter öffnet. Die Gegnerschaft tritt vor allem gegen die Initiativen der Welthandelsorganisation (WTO) auf den Plan.

Die Sicht der Befürworter der Globalisierung bringt die «Financial Times» auf den Punkt: «Der Weg aus der Armut von Massen führt über die Sicherung von nachhaltigem und schnellem Wachstum des Pro-Kopf-Einkommens in den Ländern, wo die Menschen im Elend leben.» Und dies wiederum wird durch Länder erreicht, welche die Möglichkeiten des offenen Welt Handels auszuschöpfen wissen. Dazu müssen sich – so die «Financial Times» – die ärmsten aller Länder aber vor allem selber verändern. «Es ist hart, den Fortschritt in Ländern zu sichern, wo Regierungen inkompetent und korrupt sind, die Menschen schlecht ausgebildet und geschwächt durch Krankheiten, wo Bürgerkriege wüten und die Wirtschaft entsprechend zerbrechlich ist.»

Entwicklungsländer brauchen Zugang zu den Märkten

Die Verantwortung liegt auch in den Händen der reichen Länder. Jüngst forderte ein Bericht der Weltbank die Industrieländer dazu auf, den Ärmsten dieser Welt vermehrt einen zoll- und quotenfreien Zugang für deren Produkte zu gewähren. Die Forderung hat Gründe: Jeden Tag, so schätzt die Weltbank, subventionieren die Industrienationen ihre Landwirtschaft mit einer Milliarde Dollar. Der Betrag liege rund sechsmal höher als der Wert, den diese Länder für die Entwicklungshilfe zugunsten der armen Länder insgesamt leisten.

Die WTO rechnet der Weltgemeinschaft vor, dass über die nächsten zehn Jahre das Einkommen in den Industrieländern um 1,3 Billionen Dollar und das der Entwicklungsstaaten um 1,5 Billionen steigen wird, falls es gelingt, die liberale Welt handelsordnung durchzusetzen. Damit sich die rosigen Szenarien aber verwirklichen lassen, bedarf es einer grösseren Bereitschaft der Industrienationen, Konzessionen zu machen – gerade in der Landwirtschaft oder im Textilbereich, wo Drittweltländer den Grossteil ihrer Produkte herstellen. Davon ist das globale Dorf noch weit entfernt: Nachdem die Weltbank den Bericht Ende Oktober dieses Jahres veröffentlicht hatte, kommentierte die «Neue Zürcher Zeitung»: «Die Weltbank versäumte es nicht, den Industrieländern für ihr wiederholt scheinheiliges Verhalten gehörig die Leviten zu lesen.»

«Das Bruttosozialprodukt pro Kopf hat sich in vielen Entwicklungsländern zwischen 1950 und 2000 mehr als vervierfacht», schrieb vor kurzem der Sozialwissenschaftler Ralf Dahrendorf in der «Neuen Zürcher Zeitung». Die Lebenschancen insgesamt hätten sich in den OECD-Ländern für viele wesentlich verbessert. «Nie zuvor hatten so viele Menschen so viele Lebenschancen wie heute.» Selbst Mittelklasse-Familien in weniger reichen Ländern haben heute einen Lebensstandard, welcher die Reichen vergangener Jahrhunderte vor Neid hätte erblassen lassen.

Dennoch: Millionen von Menschen sind auf der Flucht – vor Misere, Krieg oder politischer Verfolgung. Längst haben Flücht-

linge die Metropolen des Reichtums erreicht. Die Armut ist kein Phänomen, das sich auf Distanz halten lässt. Über kurz oder lang wird für die Weltgemeinschaft gelten, was John F. Kennedy in den Sechzigerjahren sagte: «Wenn eine Gesellschaft den vielen, die arm sind, nicht helfen kann, kann sie auch die wenigen nicht retten, die reich sind.» Gelingt dies nicht, wird die wachsende Ungleichheit von Arm und Reich zu einer Zeitbombe. Wer nichts zu verlieren hat, ist dadurch nur in seltenen Fällen zu beneiden. Auch die Armen haben ein Recht auf materielle Sicherheit und Entwicklungschancen; sie empfinden ihr Elend meist weder als Chance noch als Reichtum.

Irrtum Nummer 3

«Wer in einem Jahr reich werden will, wird schon nach zehn Monaten gehängt.»

Französisches Sprichwort

Die Drohung aus dem französischen Volksmund hat ihre Wirkung verfehlt. Das Streben nach Reichtum – selbst dem schnellen – scheint ungebrochen. Auch wenn sich die Messgrößen verschoben haben: Noch in den Fünfzigerjahren, als Frank Sinatra Cole Porters «Who wants to be a millionaire» über den Äther hauchte, da galten Millionäre noch etwas. In der Art und Weise, wie sich Porter in seinem Song über die Millionäre lustig macht, zeigt sich, was Herr und Frau Normalverbraucher in den guten alten Zeiten vom Millionärsdasein erwarteten: im Champagner baden, Reisen auf der eigenen Yacht, ein schöner Landsitz mit entsprechendem Swimming Pool bis hin zur eigenen Landebahn.

Ein halbes Jahrhundert später ist dem «Millionär» einiges an Glamour abhanden gekommen. Zwar ist im Volksmund «Millionär» Inbegriff für Reichtum geblieben, die Macht des Wortes noch nicht ausgereizt. Eine konkrete Million in Franken und Rappen

ist damit aber meist nicht mehr gemeint. Das hat mitunter profane Gründe: Heutzutage liesse sich mit einer Million der grosse Landsitz und der Traum eines Privatjets kaum mehr verwirklichen. Und das Bad im Champagner ist weniger eine Frage des Geldbeutels als des Geschmacks. Der Begriff «Millionär» kam im 18. Jahrhundert in Gebrauch – nach der Einführung des Papiergeldes in Europa. «Für über 200 Jahre stand das Wort für fast unvorstellbaren Reichtum, verlor aber im letzten Jahrzehnt als Folge der Reichtumsexplosion in Amerika an Wert», schreibt der kanadische Journalist James Langton.

Milliardäre übernehmen das Kommando

Ja, «who wants to be a millionaire»? Der Lack ist ab. So sehr, dass sich das führende amerikanische Magazin für Schwerreiche gezwungen sah, den Titel der Publikation der neuen Weltordnung anzupassen: Aus «Millionaires» wurde im letzten Jahr «Opulence». Robert White, der Verleger des Magazins, erklärte lapidar: «Es gibt heutzutage so viele Milliardäre wie noch vor 30 Jahren Millionäre. Wir fanden, der neue Namen spiegelt den Lebensstil unserer Leserschaft besser.»

Millionär zu werden ist heute nicht viel mehr als eine erste Etappe ins finanzielle Nirwana. Die schnelle Vermehrung des

www.credit-suisse.ch/bulletin

Das verdienen die Stars aus Sport, Film und Wirtschaft. Das Bulletin-Online liefert die neusten Zahlen.

Vermögens empfinden die wenigsten als Bedrohung. Der Schritt wird von jungen amerikanischen Studenten so sehr als Routine empfunden, dass 30 Prozent über ihre Zukunftserwartungen zu Protokoll gaben, ihre erste Million vor ihrem 40. Geburtstag zu machen; fünf Prozent glaubten sogar an die erste Million vor ihrem 30. Lebensjahr. Nur ein Viertel fürchtete, die Millionenhürde nie zu nehmen. Wie sehr der Status der Millionäre gelitten hat, zeigen die Listen der Reichsten dieser Welt, welche verschiedene Wirtschafts-Magazine alljährlich erheben. Den ganzen Globus ins Blickfeld rückt dabei jeweils das Wirtschaftsmagazin Forbes. Unter seinen Top-200 dieser Welt haben Millionäre längst nichts mehr verloren. Selbst leichtgewichtigere Milliardäre finden sich nicht im Kompendium der 200 reichsten Menschen

dieser Welt, das von Bill Gates angeführt wird. In der Schweiz erhebt alljährlich die Bilanz eine Liste der Reichsten in der Schweiz. Schon beim Start 1989 lag die Latte hoch: Mindestens 100 Millionen musste das Vermögen ausmachen, um in der Liste zu erscheinen. Heute umfasst die Liste 300 Namen. Die Bilanz-Redaktoren notierten innerhalb der ersten zehn Jahre einen Vermögenszuwachs von 172 Milliarden Franken. Im letzten Jahr kam es allerdings zu Buchverlusten für die Reichsten von 30 Milliarden Franken; dennoch stehen die 300 Reichsten hinter einem Vermögen von 390 Milliarden Franken. Alljährlich tauchen Dutzende neuer Namen in der Liste der reichsten Schweizerinnen und Schweizer auf, französisches Sprichwort hin oder her.

Irrtum Nummer 4

«Unser Herrgott gibt
gemeiniglich Reichtum
groben Eseln, denen
er sonst nichts gönnt.»

Martin Luther

Auf der Welt leben heute 7,2 Millionen Menschen, die über mehr als eine Million Dollar Vermögen verfügen. 1997 waren es erst 5,2 Millionen. Dieser Wachstum an Reichen gereicht natürlich der Finanzindustrie zur Freude. Allein in Europa wird das Segment der Kunden mit 45 000 bis 500 000 Dollar auf 24 Millionen geschätzt. Und zu den High-Networth-Individuals, solchen mit 30 Millionen Dollar oder mehr, zählten im letzten Jahr 57 000 Menschen, drei Prozent mehr als im Vorjahr. Ein Drittel der Millionäre lebt entweder in Amerika oder Kanada und gehört verschiedenen Altersgruppen an: Rund ein Drittel der amerikanischen Millionäre ist über 65 Jahre alt, 30 Prozent zwischen 55 und 64; die «Baby Boomer»-Generation der 37- bis 55-Jährigen wiederum stellt 32 Prozent.

Im Nahen Osten wachsen die Millionen am schnellsten

Insgesamt stehen weltweit die Dollarmillionäre hinter 27 000 Milliarden Dollar Vermögen – allein im Jahr 2000 wuchs der Kuchen um sechs Prozent. Seit 1986 ist das Gesamtvermögen

aller Dollar-Millionäre rund um den Globus um 375 Prozent gestiegen. Millionäre beherrschen einen Drittel des weltweiten Kapitals. Der World Wealth Report verheisst auch in den kommenden fünf Jahren ein Wachstum um acht Prozent; Millionäre wären dann im Besitz von 39 700 Milliarden Dollar. Am stärksten gewachsen ist im vergangenen Jahr der Reichtum im Nahen Osten, wo sich rund 220 000 Millionäre über einen Vermögenszuwachs um 18 Prozent freuen durften.

Der Herr schenkt den Seinen weder ihm Schläfe noch deutet etwas darauf hin, dass er grobe Esel bevorzugt: Dem Grossteil der Vermögenden ist das Geld nicht einfach in den Schoß gefallen; 89 Prozent der Reichen, die zwischen fünf und 30 Millionen Dollar besitzen, kamen zumindest teilweise durch unternehmerische und professionelle Leistungen zu ihrem Geld. In Amerika zum Beispiel haben nur zehn Prozent der Millionäre ihr heutiges Vermögen geerbt. Und nur sechs Prozent der Reichen im Land der unbegrenzten Möglichkeiten haben ihren Wohlstand der Dotcom-Euphorie zu verdanken.

Irrtum Nummer 5

«Reichtum macht ein Herz schneller hart als kochendes Wasser ein Ei.»

Ludwig Börne

Einmal mehr zeigen die Amerikaner, wo es lang geht. Im Jahr 2000 spendeten sie 203 Milliarden Dollar für philanthropische Zwecke wie Ausbildung, Kunst, aber auch politische Gruppierungen. Ihre Beiträge machen rund zwei Prozent des gesamten amerikanischen Sozialprodukts aus. Andere Länder spenden nur einen Bruchteil davon. Diese immensen Summen sind Ausdruck eines Wandels unter Amerikas Reichen. «Eine wachsende Zahl Amerikaner, die reich geworden sind, sucht nach Wegen, um ihr Vermögen für das Wohl der Allgemeinheit arbeiten zu lassen», beschreibt der «Economist» den Trend.

Bill Gates verschenkt Milliarden

Der wohl bekannteste Fall ist Bill Gates. Der Microsoft-Chef verschenkte 21 Milliarden Dollar und gründete mit seiner Frau die «Bill und Melinda Gates Stiftung». Noch nie zuvor hatte jemand ein derart grosses Vermögen gespendet. «Ich wusste, dass ich Glück hatte – Glück in dem Sinne, dass bei mir die Umstände stimmten, die Zeit und auch das Land, in das ich geboren wurde; ich wollte etwas davon zurückgeben», begründete Gates seinen Entscheid. Ein Grossteil seines Geldes geht in medizinische Forschung, die vor allem den armen Ländern zugute kommen soll.

Philanthropie hat in Amerika Tradition. Familien wie die Rockefellers oder Carnegies spendeten bereits vor einem Jahrhundert Vermögen für Bibliotheken, Museen, Universitäten und Orchester. Fachleute denken, dass private Beiträge an Wohlfahrt, Kunst oder Bildung in und ausserhalb der USA in den kommenden Jahren an Bedeutung zulegen werden. Das soziale Wohlfahrtsinstitut in Boston prognostiziert beispielsweise, dass bis ins Jahr 2050 mindestens 42 000 Milliarden Dollar von einer Generation auf die andere übertragen werden; sechs Billionen davon, so die Erwartung der Wissenschaftler, werden für philanthropische Zwecke ausgegeben. Für die Spender scheint Gültigkeit

zu haben, was Andrew Carnegie, vor einem Jahrhundert einer der reichsten Amerikaner, postulierte: «Es ist keine Schande, reich zu sein, aber es ist eine Schande, reich zu sterben.»

Die Gründe, Geld zu spenden, sind vielfältig. Sie reichen von Steuervergünstigungen bis Eitelkeit. In Umfragen am meisten genannt wird die Tatsache, dass sich die Spender stark mit einer Aufgabe identifizieren oder persönliche Beziehungen zu einer Sache oder einer Organisation haben. Die Aussicht auf Steuervergünstigungen steht an dritter Stelle der Motive.

Ein anderer Grund bewegte Klaus J. Jacobs. Der Unternehmer verschenkte unlängst 1,4 Milliarden Franken an die gemeinnützige Jacobs-Stiftung: Der 65-Jährige wollte sicherstellen, dass sein Unternehmen Jacobs AG nicht aufgesplittet wird. Seinen Kindern stellte er deshalb bei Erreichen der Volljährigkeit einen fixen Betrag in Aussicht. Die Firma als solches geht hingegen in die Hände der Stiftung. So verband Jacobs gesellschaftliches Engagement mit unternehmerischem Kalkül. Er scheint, wie viele Reiche mit ihm, eine fernöstliche Weisheit verinnerlicht zu haben, die da heisst: Spenden, Geniessen, Verlieren – das sind die drei Wege des Reichtums; wer weder gibt noch geniesst, dem ist der dritte gewiss.

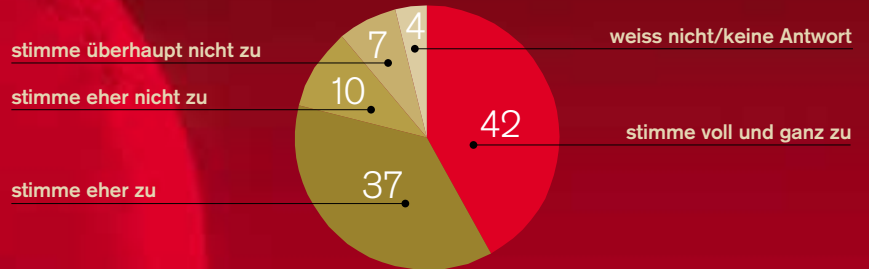
KLÄREN SIE UNS AUF, LIEBE LESERIN, LIEBER LESER

Kennen Sie weitere Irrtümer in Sachen Reichtum? Lassen Sie es uns wissen – per Post oder via E-Mail: christian.pfister@csfs.com. Wir sind gespannt auf Ihre Erfahrungen. Den aufregendsten Irrtum veröffentlichen wir in der nächsten Ausgabe des Bulletins.

Die Schweiz bekennt sich zu Mindestlöhnen

79 Prozent der Befragten lassen keine Zweifel aufkommen: Um die Armut trotz Vollzeiterwerb anzugehen, sind sie dafür, dass der Staat Mindestlöhne festlegt, welche die Existenz sichern.

in % Stimmberechtigter

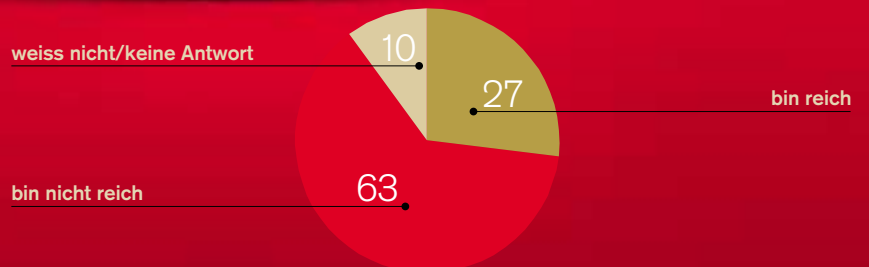


Herr und Frau Schweizer

Eine Nation macht auf Bescheidenheit

«Sind Sie reich?» 63 Prozent der Schweizerinnen und Schweizer überraschen mit einem «Nein, ich bin nicht reich».

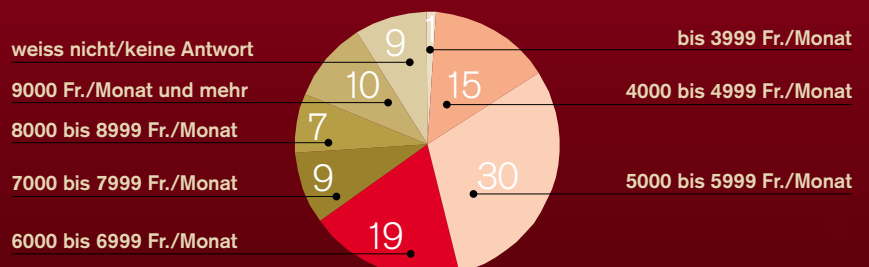
in % Stimmberechtigter



Bei der Armut scheiden sich die Geister

«Wie hoch muss Ihrer Meinung nach im Monat das Netto-Haushaltseinkommen einer Familie mit Vater, Mutter und zwei Kindern mindestens sein, damit die Familie nicht in Armut lebt?» Trotz Vielfalt der Antworten – die Armutsgrenze setzen viele hoch an.

in % Stimmberechtigter



Regiert Geld die Welt? Verdirbt Reichtum den Charakter? Das Gros der Schweizerinnen und Schweizer antwortet mit einem klaren «Ja». Ebenso eindeutig ist das Volk der Ansicht, dass Arme immer ärmer und Reiche immer reicher werden. Das Gegengift: ein Mindestlohn für die «Working Poor». Hier exklusiv, die Resultate einer Umfrage zum Thema «Reichtum». **Christian Pfister, Redaktion Bulletin**

wollen Mindestlöhne

Für einmal wählte das Bulletin die Schweizerinnen und Schweizer in einem Märchen. «Stellen Sie sich vor, Sie hätten drei Wünsche. Wofür würden Sie sich entscheiden?» Die Podestplätze waren schnell vergeben: «Jugend» (37 Prozent der Nennungen) und «Reichtum» (30 Prozent) waren die Besitztümer, welche sich die helvetische Seele am häufigsten erträumt. Abgeschlagen folgte auf dem dritten Rang die «Schönheit» (7 Prozent).

Dies eines der Ergebnisse einer repräsentativen Umfrage, die das Bulletin in Zusammenarbeit mit dem GfS-Forschungsinstitut diesen Herbst durchgeführt hat. Die Bulletin-Redaktion wollte herausfinden, wie Herr und Frau Schweizer zu den vielen Facetten von Reichtum stehen, zumal die Schweiz als eines der wohlhabendsten Länder der Welt gilt.

«Ich bin nicht reich»

Generell teilt die Mehrheit (83 Prozent) der Befragten die Einschätzung, dass die Schweiz ein reiches Land sei. Überdurchschnittlich oft sagen das Menschen aus dem linken Lager, gut Ausgebildete und 60- bis 69-Jährige. Kommt die Rede allerdings auf die persönliche Situation, sieht die Sache anders aus: Nur gerade 27 Prozent der Schweizerinnen und Schweizer

empfinden sich als reich, 63 Prozent antworteten: «Ich bin nicht reich».

Bescheidenheit oder zwinglianisches Tiefstapeln? Seis drum. Immerhin sagen 62 Prozent von sich, dass sie genug Geld hätten. Und vergessen dabei nicht, dass es in unserem Land auch andere Verhältnisse gibt. 80 Prozent der Befragten glauben nämlich, dass in der Schweiz viele so genannte «Working Poor» leben: Menschen, deren Lohn trotz vollem Arbeitspensum die Armutsgrenze nicht übersteigt. Ihnen scheint damit bewusst, dass in unserem Land beispielsweise rund 7,5 Prozent der Erwerbstätigen im Alter von 20 bis 59 Jahren zur Gruppe der «Working Poor» gehören – also rund 250 000 Personen, von deren Einkommen 535 000 Menschen abhängig sind. 79 Prozent der Bevölkerung ist der Meinung, dass das Problem der Armut mit staatlich festgelegten Mindestlöhnen anzugehen sei. Zudem würden 64 Prozent die Beiträge an Bedürftige im eigenen Land erhöhen. Das passt zu den Aussagen der 84 Prozent, die verneinen, dass, wer arm ist, selber schuld sei.

Als Hauptgründe für soziale Notlagen gelten in den Augen der Befragten die allgemeine Wirtschaftslage (42 Prozent), ein «Klima, in dem nur der Stärkere überlebt» (25 Prozent), und die Tatsache «dass nie-

mand mehr dem anderen hilft» (21 Prozent). Die solidarische Haltung hat indes Grenzen. 54 Prozent sind der Meinung, dass die Schweiz ihre Beiträge an die Entwicklungshilfe ins Ausland gleich lassen sollte; 23 Prozent sind sogar dafür, sie zu verringern. Dabei mag eine Rolle spielen, dass 72 Prozent die Aussage ablehnen, dass es der Schweiz nur so gut gehe, weil es um andere Staaten schlecht steht.

Arm und Reich treiben auseinander

Eine überwältigende Mehrheit der Bevölkerung stützt die These, dass «Reiche immer reicher werden und Arme immer ärmer». Für die Situation in der Schweiz lassen 94 Prozent diese Aussage gelten; mit Sicht auf die Welt sind es 95 Prozent. Mitunter nehmen sie damit eine Furcht auf, welche die Gegner der Globalisierung bewegt: die Vorstellung eines breiter werdenden Grabens zwischen Arm und Reich.

Nichtsdestotrotz sieht das Volk die wohlhabende Schweiz nicht auf dem aufsteigenden Ast. Die Frage, ob das Land in fünf Jahren reicher, gleich oder ärmer sein wird als heute, entlockt den meisten (55 Prozent) ein «gleich» und 29 Prozent ein «ärmer». Nur sieben Prozent erwarten mehr Reichtum. Laut der Bulletin-Umfrage nicht mehrheitsfähig ist das Vorurteil, den

Schweizerinnen und Schweizern gehe es zu gut. 44 Prozent der Befragten stimmen dem zu; 52 Prozent sind mit dieser Aussage nicht einverstanden.

Ab welchem Vermögen jemand als reich gilt, darüber variieren die Meinungen. Das Gros der Befragten legt allerdings die Latte hoch und bezeichnet jene Menschen als reich, die mehr als eine Million Franken besitzen. Auch bei den Einkommen herrscht eine Vielfalt an Wahrnehmungen. Überdurchschnittlich oft als reich bezeichnen sich jene Befragten, die über ein Haushaltseinkommen von monatlich über 9000 Franken verfügen.

Bei 2100 Franken beginnt die Armut

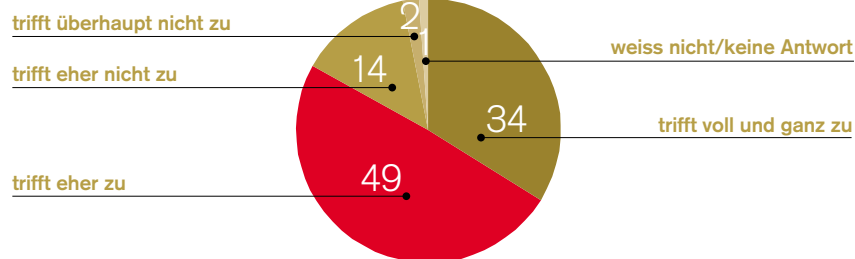
Und die Abgrenzung gegen unten? «Armut wird ziemlich verzerrt wahrgenommen», sagt Sozialwissenschaftlerin Petra Leuenberger, die beim GfS für die Bulletin-Umfrage verantwortlich zeichnete. Die Frage lautete: «Wie hoch muss das monatliche Netto-Einkommen einer Familie mit zwei Kindern sein, damit die Familie nicht in Armut leben muss?» Laut der Schweizerischen Konferenz für Sozialhilfe liegt die Armutsgrenze für einen Einpersonenhaushalt bei 2100 Franken und bei 4000 für eine Familie mit zwei Kindern. Die Bulletin-Umfrage brachte eine andere Einschätzung: 15 Prozent sehen die Grenze ab 4000 bis 5000 Franken, der Grossteil ab 5000 bis 6000 Franken im Monat.

«Um froh zu sein, bedarf es wenig, und wer froh ist, ist ein König», besagt eine Volksweise. Zwar bewerten Herr und Frau Schweizer Reichtum spontan eher quantitativ. Dennoch – allein auf den Geldbeutel stellen auch sie ihr Urteil nicht ab. Die Umfrage zeigt, so Sozialforscherin Leuenberger: «Reichtum ist ein Konglomerat aus Glück, Geld, Selbstverwirklichung und sozialen Beziehungen.» 92 Prozent stehen denn auch zur Aussage, dass Geld allein nicht glücklich mache. Ihre Definition von Reichtum hievt auch immaterielle Werte in die meistgenannten Kategorien. Auf einer Skala von 0 gleich arm bis 10 gleich reich gilt jener als am reichsten, welcher gesund ist (Wertung 9,2), gefolgt von «wer Millionär

Die Schweiz ist ein reiches Land

Nicht nur das Ausland findet, die Schweiz sei ein reiches Land. 83 Prozent der Befragten teilen diese Einschätzung.

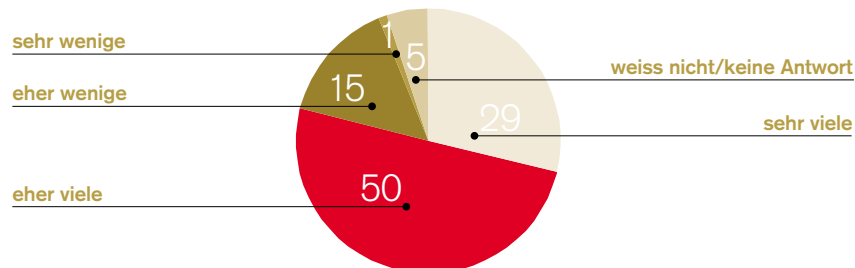
in % Stimmberechtigter



Das Volk rechnet mit vielen «Working Poor»

In den Diskussionen rund um die neue Armut wird immer wieder von Personen gesprochen, deren Haushaltseinkommen trotz eines vollen Arbeitspensums die Armuts Grenze nicht übersteigt. Der Grossteil des Volkes schätzt, dass es viele dieser «Working Poor» gibt.

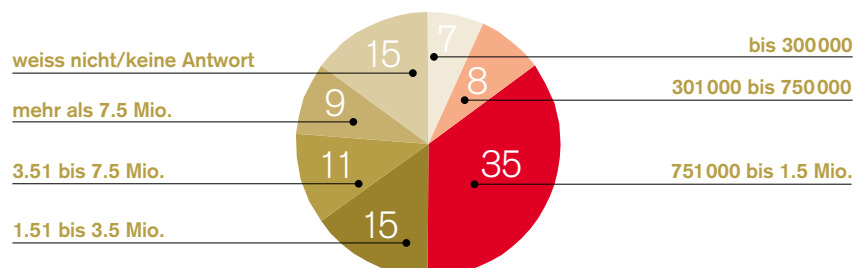
in % Stimmberechtigter



Reich ist, wer eine Million besitzt

Eine Million Vermögen muss es im Schnitt schon sein, damit die Befragten jemanden als reich einstufen.

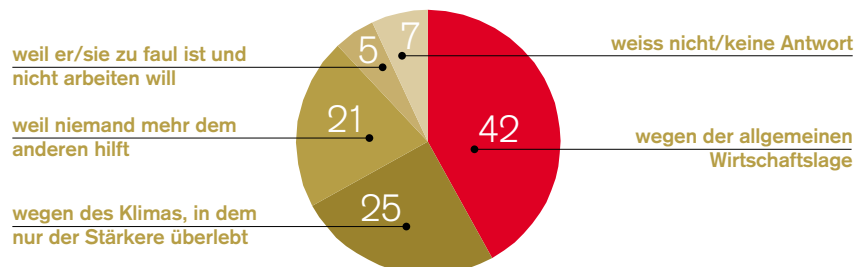
in % Stimmberechtigter



In Not sind nicht die Drückeberger

Faulheit ist in den Augen der meisten Befragten kein Grund dafür, dass Menschen in eine Notlage geraten. Die allgemeine Wirtschaftslage wird von 42 Prozent für eine Misere verantwortlich gemacht.

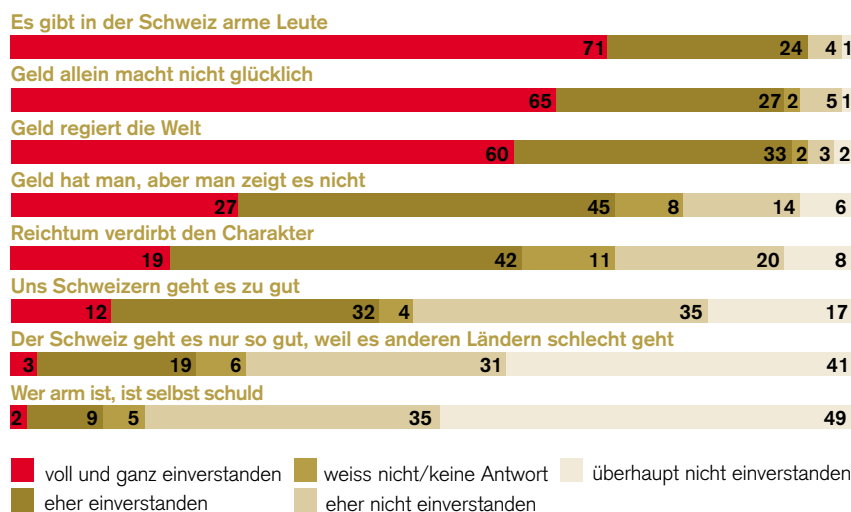
in % Stimmberechtigter



Geld allein macht nicht glücklich

So stellen sich die Befragten zu Aussagen, die im Zusammenhang mit Armut oder Reichtum immer wieder zu hören und zu lesen sind.

in % Stimmberechtigter



Reich ist, wer...

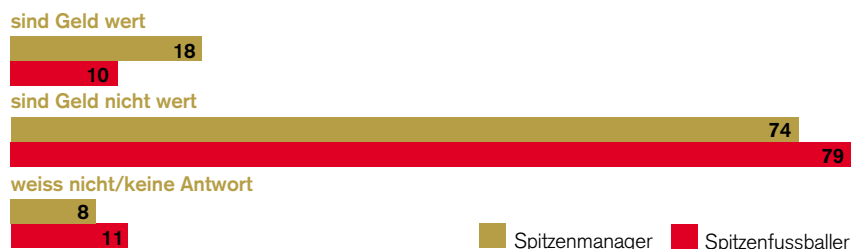
Ob eine Person arm oder reich ist, ist nicht nur eine Frage des Geldes. Einen interessanten Beruf zu haben wird beispielsweise auf einer Skala von 0 bis 10 höher bewertet, als ein eigenes Haus zu besitzen.



Spitzenverdiener sind ihr Geld nicht wert

Spitzensaläre der Spitzenmanager und Spitzensportler führen zu spitzen Aussagen der Befragten: Der Grossteil der Schweizerinnen und Schweizer findet, dass beide Gruppen im Allgemeinen ihr Geld nicht wert sind.

in % Stimmberechtigter



ist» (7,9), «einen interessanten Beruf hat» (7,7), «netto 100 000 Franken verdient» oder «ein oder mehrere Kinder hat» (7,2). Und ein eigenes Haus zu besitzen, wird weniger stark gewichtet (6,7), als einen grossen Bekanntenkreis zu haben (6,8).

Reichtum erschwert die Erziehung

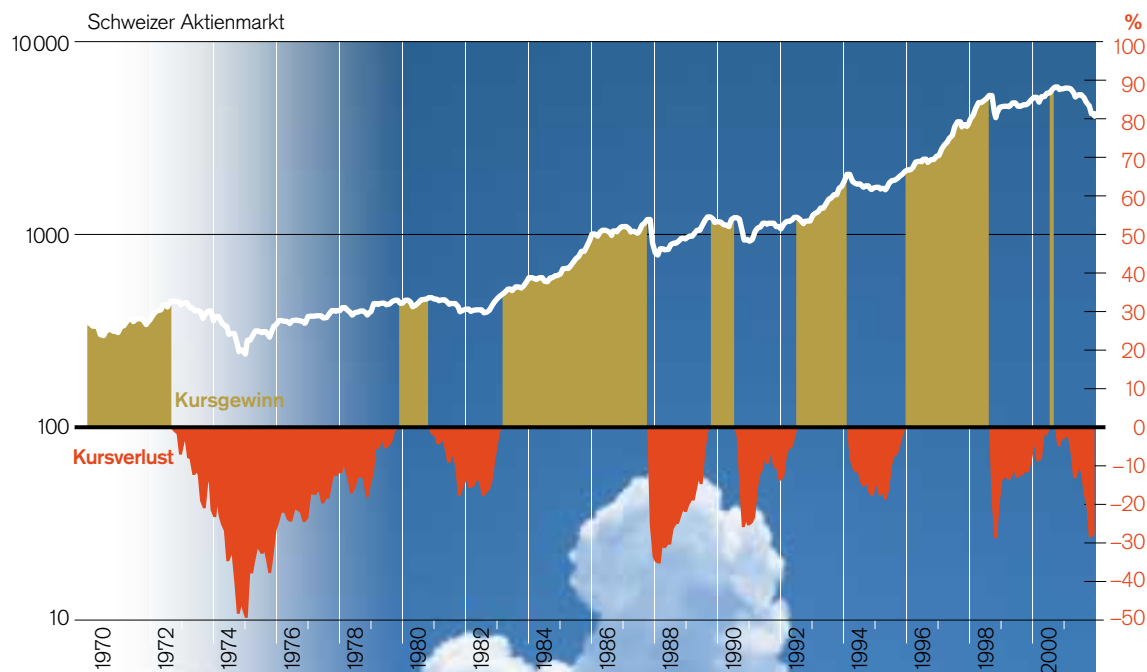
Dennoch geben sich die Schweizerinnen und Schweizer keinen Illusionen hin: 93 Prozent denken, dass Geld die Welt regiert, und happige 61 Prozent schätzen, dass Reichtum den Charakter verdirbt. Kein Wunder, herrscht bei der Mehrheit (72 Prozent) die Meinung: Je besser es einer Gesellschaft geht, desto schwieriger ist es, den Kindern Werte zu vermitteln wie Bescheidenheit oder Arbeitsmoral.

Kein Musikgehör zeigen die Schweizerinnen und Schweizer für den Vorschlag, alle Erbschaften in einen Topf fliessen zu lassen, um dann eine Verteilung auf alle Bürgerinnen und Bürger vorzunehmen. 73 Prozent der Befragten lehnt dieses Umverteilungsszenario ab. Klare Verhältnisse herrschen ebenso in der Frage, ob Spitzenmanager und Spitzenfussballer leistungsgerecht bezahlt werden. Da spielt es kaum eine Rolle, ob die Antworten von Jungen oder Alten, Rechten oder Linken kommen. Die Leistungen auf dem Rasen und in den Chefetagen brachten ein klares Verdikt: 74 Prozent finden, die Manager seien ihr Geld nicht wert; bei den Fussballern sind es gar 79 Prozent.

Veröhnlicher sieht das Fazit der Bulletin-Umfrage insgesamt aus: Kommt es zu Fragen des Reichtums, zeigen Schweizerinnen und Schweizer – abgesehen vom Wunsch nach ewiger Jugend – wenig Hang zum Märchen. Als Realisten verstehen sie zu differenzieren. Und vergessen dabei jene nicht, welche auf der Schattenseite unseres Staates leben.

www.credit-suisse.ch/bulletin

Im Bulletin-Online finden Sie alle Ergebnisse der Umfrage, die Kommentare des GfS-Forschungsinstituts und Grafiken.



Kursgewinne machen Verluste auf die Dauer wett

Seit 1970 verzeichnete der Schweizer Aktienmarkt sieben Kursrückgänge von mehr als 15 Prozent. Im gleichen Zeitraum wuchs der Aktienmarkt pro Jahr durchschnittlich um acht Prozent.

Quelle: Credit Suisse Economic Research & Consulting

Nach jeder Turbulenz gehts wieder aufwärts

Viele wollen mit Börsengeschäften schnell reich werden. Aber schon manchen hat ein Crash aus der Bahn geworfen. Am besten fahren Anleger, die viel Geduld haben.

Karsten Döhnert und Sandro Majhensek, Economic Research & Consulting

In den goldenen Neunzigerjahren sind viele Anleger an den Aktienmärkten reich geworden. Doch was ist mit denjenigen, die den rechtzeitigen Ausstieg verpasst haben oder zu spät eingestiegen sind? Auch für sie ist nicht alles verloren. Denn nach jedem Crash hat sich die Schweizer Börse in den vergangenen 30 Jahren wieder erholt. Trotz allen Turbulenzen hat sie in dieser Zeit einen ansehnlichen Kursanstieg erlebt.

Seit ihrem Allzeithoch im August 2000 ist die schweizerische Börse zwischenzeitlich bis zu 30 Prozent eingebrochen. Das ist seit 1970 der drittgrösste Crash am Schweizer Aktienmarkt. Die Börse ist gegenwärtig wieder auf dem gleichen Stand wie vor drei Jahren, und viele Anleger mussten schmerzhaft Verluste hinnehmen. Obwohl derart dramatische Kursrückgänge eines Index Ausnahmen sind, zeigt ein Blick in die Vergangenheit, dass

solche Einbrüche gelegentlich vorkommen. Seit 1970 legte der schweizerische Aktienmarkt um durchschnittlich 8,2 Prozent pro Jahr zu. Aus 100 Schweizer Franken wurden so bis Ende September 2001 knapp 1200 Schweizer Franken. Im gleichen Zeitraum verzeichnete die Schweiz allerdings auch sieben Kursrückgänge um mehr als 15 Prozent (siehe Grafik). Der mit Abstand grösste Crash begann im September 1972. Innerhalb von

29 Monaten verloren die im Index zusammengefassten Schweizer Titel fast 50 Prozent ihres Wertes. Weitere vier Mal brach der Index um mehr als 25 Prozent ein und selbst in den Neunzigerjahren gab es zwei Crashes.

Anhand der Kurseinbrüche lässt sich neben der Tiefe auch die Zeitdauer der Crashes und der anschliessenden Erholung ablesen. In der Schweiz vergingen im Durchschnitt knapp 22 Monate, bis die Börse ihren früheren Höchststand übertraf. Die Schwankungsbreite ist jedoch sehr gross: Beim grössten Crash Anfang der Siebzigerjahre vergingen 57 Monate, bis die vergangenen Verluste wieder wettgemacht waren, in den Jahren 1982 und 1995 hingegen nur gerade sieben Monate. Die Erholungsdauer ist vor allem vom Ausmass des Kursrückgangs abhängig. Es erstaunt deshalb nicht, dass die Erholung nach dem grössten Crash Anfang der Siebzigerjahre am längsten dauerte.

Auch bei gleich tiefen Kursrückgängen kann sich die Erholungsdauer jedoch unterscheiden. Crashes werden in aller Regel mit unterschiedlichen Geschwindigkeiten aufgeholt. In der Schweiz vergingen im Durchschnitt 0,7 Monate, um nach einem Crash einen Verlustprozentpunkt wieder gutzumachen. Unter der Voraussetzung, dass die schweizerische Börse Ende September 2001 die Talsohle erreicht hat und dass die ermittelte Erholungsdauer auch in der Zukunft gilt, bräuchte sie rund 19 Monate, um den im August 2000 erreichten Höchststand wieder zu erreichen.

Im Vergleich mit den acht wichtigsten Aktienmärkten schneidet die Schweizer

Börse sehr gut ab: Die Kurseinbrüche waren im Durchschnitt weniger tief, und auch die Erholungsdauer war kürzer als das Mittel aller anderen Märkte. Es wäre dennoch nicht optimal gewesen, sein Geld lediglich am Schweizer Aktienmarkt zu investieren. Mit einer Diversifikationsstrategie hätte man das Ausmass der Crashes noch vermindern können. Durch die Aufteilung des Vermögens auf mehrere Länder gleichen sich die Kursschwankungen zu einem gewissen Grad aus. Das Portfoliorisiko ist kleiner als das der einzelnen Länder. Während eines Crashes hätte man mit dieser Strategie in der Regel weniger verloren.

Anleger sollten sich an Regeln halten

Kurz- bis mittelfristig können die Schwankungen von Aktienkursen beträchtliche Ausmasse annehmen. Deshalb sollten die Aktienanleger einige Grundregeln bei ihren Anlageentscheidungen berücksichtigen. Kursrückgänge oder auch nur Seitwärtsbewegungen können unter Umständen ziemlich lange dauern. Es ist daher sehr wichtig, dass nur jenes Geld in Aktien investiert wird, welches für einen längeren

Zeitraum entbehrt werden kann. So lassen sich allfällige kurzfristige Kursverluste besser aushalten.

Zudem sollten beim Aktiensparen nicht alle Eier in einen Korb gelegt werden. Durch eine breite Aufteilung des Vermögens auf mehrere Länder und Branchen lässt sich das Risiko in Zeiten fallender Börsenkurse reduzieren. Allerdings mussten auch mit gut diversifizierten Portfolios teilweise beträchtliche Durststrecken in Kauf genommen werden. Anfang der Siebzigerjahre hätte sich ein Investor beispielsweise mehr als sechs Jahre gedulden müssen, um vom Tiefstpunkt der Krise wieder auf das vorangegangene Hoch zu gelangen. Um nicht das gesamte Anlagevermögen in einem ungünstigen Zeitpunkt, zum Beispiel unmittelbar vor einem Crash, an die Börse zu bringen, kann ein Anleger sein Geld über einen längeren Zeitraum gestaffelt investieren.

Das relativ hohe Aktienrisiko wird jedoch mit einer entsprechend hohen Rendite belohnt. Über den Zeitraum der letzten 30 Jahre war die Performance der Aktienmärkte hervorragend. Mit keiner anderen Anlage liess sich langfristig eine auch nur annähernd so hohe Rendite erzielen wie mit Aktien. Der gegenwärtige Crash ist deshalb kein Grund, die Finger von den Aktien zu lassen.



Karsten Döhnert, Economic Research & Consulting

«Mit einer Diversifikationsstrategie halten sich bei Börsencrashes die Verluste im Rahmen.»



Sandro Majhensek, Economic Research & Consulting

«Anleger sollten nur Geld in Aktien investieren, welches sie für längere Zeit entbehren können.»

Karsten Döhnert, Telefon 01 334 61 00
karsten.doehmert@credit-suisse.ch

Mehr Informationen finden Sie unter:
www.credit-suisse.ch/de/economic-research/issues/spotlight/index.html



Reichen Familien
zu Diensten

Familienunternehmen haben nach dem Krieg die Basis für unseren heutigen Wohlstand geschaffen. Der nun anstehende Generationenwechsel führt häufig zu Schwierigkeiten. Unternehmen werden verkauft oder gehen an die Börse. Viele Familien sind auf den neuen Reichtum nicht vorbereitet und suchen Unterstützung. **Daniel Huber, Redaktion Bulletin**

Fast die Hälfte der 500 grössten Unternehmen der USA sind im Besitz von Familien oder werden von ihnen massgeblich beeinflusst. Laut einer Hochrechnung der amerikanischen Beraterfirma Lansberg Gersick haben amerikanische Familienunternehmen in den vergangenen 50 Jahren 10 000 Milliarden US-Dollar Vermögen angehäuft. Auch auf der Liste der reichsten Schweizer dominieren Mitinhaber oder Grossaktionäre von Familienkonzernen.

Die vergangenen Jahre waren indes für viele Familienunternehmen geprägt von Umwälzungen. Ins Alter gekommene Gründer zogen sich aus dem Geschäftsleben zurück. Mangels geeigneter oder williger Nachfolger führte das häufig zum Verkauf von Firmen. Andererseits ergaben sich in dieser Zeit für so manche Unternehmerfamilie vielversprechende Börsengänge oder äusserst grosszügige Übernahmeangebote von expandierfreudigen Multis.

Damit finden sich viele Familien in einer neuen, ungewohnten Rolle wieder. Floss bis anhin alles überschüssige Geld wieder ins Unternehmen, will der neue Reichtum sinnvoll verwaltet sein. «Die Kunden kommen immer mit sehr konkreten Anliegen zu uns», sagt Babak Dastmaltschi, Managing Director des Family Office der Credit Suisse Group. «Sei dies der Verkauf des Unternehmens, Akquisitionen oder Konsolidierungen, die Nachfolgeplanung oder der Wechsel des Wohnsitzes.» Anders als zum Beispiel die Kundenberater einer Privatbank sind die Mitarbeiter des Family Office nicht direkt mit der Vermögensverwaltung betreut, sondern stehen dem Kunden vielmehr als Berater zur Seite, wenn es um strategische Fragen der Vermögensplanung und des Risikomanagements oder auch um die Optimierung von familiären, rechtlichen und steuerlichen Strukturen geht.

«In der heutigen Zeit muss die Betreuung vermögender Leute viel aktiver und allumfassender als noch vor zehn Jahren sein», erklärt Dastmaltschi. «Unter gutem Kundenservice versteht man nicht mehr die Limousine am Flughafen, das Gourmetmenü am Abend und die Schokolade auf dem Nachttisch. Unsere Aufgabe ist es, die spezifischen Bedürfnisse eines Kunden zu verstehen und massgeschneiderte Lösungsvorschläge zu machen.»

Es gibt drei verschiedene Arten von Family Offices: Solche, die direkt den Familien angeschlossen sind, spezialisierte Geschäftseinheiten von Finanzinstituten und so genannte Unabhängige. «Viele dieser unabhängigen Berater schliessen aufgrund ihrer limitierten Ressourcen dort ihre Geschäfte ab, wo sie es sich gewohnt sind», weiss Dastmaltschi. Andererseits sind manche altgediente Berater, die das volle Vertrauen der Familie geniessen, nicht immer mit allen Möglichkeiten moderner Vermögensverwaltung vertraut. Um möglichst unverfängliche, offene Strukturen zu schaffen, wurde das Family Office der Credit Suisse dem Tochterunternehmen Credit Suisse Trust angegliedert.

Das Vermögen von sehr reichen Familien zu verwalten, kann ganze Heerscharen von Beratern beschäftigen. So weiss Dastmaltschi von einer sehr wohlhabenden Familie, welche ein eigenes Family Office von 200 Mitarbeitern unterhält. Davon sind 20 ausschliesslich mit der Betreuung der finanziellen Angelegenheiten rund um die Pferde des Familienbesitzes beschäftigt. Weitere 15 kümmern sich einzig um die Sparte Wein.

Wirklicher Reichtum beginnt für Dastmaltschi dann, wenn die Verwaltung des Vermögens ein volles Arbeitspensum erfordert. Dort beginnt auch die Abhängigkeit von Aussenstehenden und damit für viele Betroffene eine neue Unsicherheit. Das gilt aber nicht nur für die Erben in Familienunternehmen, sondern auch für die so genannten «Neureichen». «Für viele von ihnen war der Reichtum lediglich eine Nebenerscheinung», sagt Babak Dastmaltschi. «Die meisten waren auf ihrem Weg nach oben von einer fixen Idee, einer Vision getrieben. Das Geld haben sie mehr oder weniger nebenbei verdient. Dann plötzlich sind sie am Ziel und finden sich reicher als sie es sich je hätten vorstellen können.»

«Heute muss die Betreuung vermögender Leute viel aktiver und allumfassender sein als vor zehn Jahren», sagt Babak Dastmaltschi, Managing Director des Credit Suisse Family Office.

Diese wachsende Zahl von erfolgreichen, aber in Vermögensverwaltung unerfahrenen Unternehmern brachte vor drei Jahren Ian Partridge auf die Idee, die unabhängige Beraterfirma Loedstar zu gründen (siehe auch Interview). Diese bietet vermögenden Leuten die Möglichkeit, in praxisbezogenen Kursen den Umgang mit Reichtum zu erlernen. «In diesem Zusammenhang ist es immer auch sehr wichtig», sagt Ian Partridge, «die Kursteilnehmer mit der Frage zu konfrontieren, wofür ihr Vermögen überhaupt da ist.» Der klassische Ansatz ist klar. Das angehäuften Vermögen soll bewahrt und allenfalls vermehrt werden.

Damit ist die Frage für Partridge aber noch nicht beantwortet. So will eine Unternehmerfamilie ihr Vermögen weniger in feste Obligationen anlegen, sondern vielmehr in hoch liquide Anlagen, um so weiterhin unternehmerische Gelegenheiten wahrnehmen zu können. Andererseits gibt es sehr reiche Familien, wie zum Beispiel diejenigen von Bill Gates oder Warren Buffet, die den Einfluss von extremem Reichtum offenbar als gefährlich einschätzen und nur einen Bruchteil des Vermögens ihren Kindern vererben wollen. Der Grossteil des Reichtums fliesst in gemeinnützige Stiftungen. Beide Extrembeispiele verlangen von den Vermögensverwaltern völlig unterschiedliche Anlagestrategien.

Obwohl eine Studie der Northwestern University in den USA aufzeigt, dass lediglich ein Drittel der Familienunternehmen den Übergang in die zweite und gar nur noch zehn Prozent denjenigen in die dritte Generation schaffen, wehrt sich Dastmaltschi gegen das Bild des verwöhnten, reichen Erben ohne Geschäftssinn. «Für mich hat das Verwöhnen von Kindern nichts mit Reichtum zu tun. So gibt es zum Beispiel in China das Problem, dass in vielen Einkindfamilien trotz ärmlichen Verhältnissen die Buben übergewichtig sind.» Andererseits stammten auch Leute wie Bill Gates oder CNN-Macher Jeff Turner aus gut situierten Familien. Das hat sie nicht davon abgehalten, mit eisernem Willen und unermüdlichem Einsatz ihre Imperien aufzubauen.

Gerade in jüngster Zeit scheinen sich Nachfahren von Gründern grosser Familienkonzerne ihrer Verantwortung wieder stärker bewusst zu werden. So entliess der Urenkel von Henry Ford, William Clay Ford, im vergangenen Oktober kurzerhand Jacques Nasser und übernahm selbst die operative Führung des kriselnden Autogiganten. Die Ford-Familie hält 40 Prozent der Aktienstimmen.

Auch Walter Hewlett, Sohn eines der Gründer von Hewlett-Packard (HP), hat sich auf die Tradition des Unternehmens besonnen und öffentlich den Widerstand gegen den im Juli eingefädeltten Merger mit Compaq angekündigt. Nun müssen die Aktionäre in den nächsten Monaten über den richtigen Weg in die Zukunft entscheiden. Allerdings hätte es Walter Hewlett als Verwaltungsratsmitglied auch einfacher haben können. Doch fehlte er an der entscheidenden Sitzung. Laut der Online-Nachrichtenagentur CNET musizierte er an diesem Tag in bester Gesellschaft mit dem «Bohemian Club Symphony Orchestra».



«Reich zu sein, ist nicht immer leicht»

Der richtige Umgang mit Reichtum will gelernt sein. Die Firma Loedstar organisiert Lehrgänge für reiche Erben und erfolgreiche Unternehmer.

**Interview mit Ian Partridge,
Gründer und Präsident der Loedstar AG**

DANIEL HUBER Welche Leute besuchen Ihr Young Investors-Programm?

IAN PARTRIDGE Ursprünglich erwarteten wir vor allem sehr junge Leute aus wohlhabenden Familien im Alter von 18 bis 23 Jahren. Dann kamen aber auch viele ältere Personen. Teilweise waren sie über 50 Jahre alt. Trotzdem betrachteten sie sich immer noch als junge Investoren. Das Durchschnittsalter der Kursteilnehmer liegt bei Mitte dreissig.

D.H. Damit dürften die Beweggründe für die Teilnahme sehr verschieden sein.

I.P. Tatsächlich werden die ganz Jungen in der Regel von den Eltern geschickt, während die Älteren aus einem eigenen Bedürfnis heraus kommen.

D.H. Und was für ein Bedürfnis ist das?

I.P. Das lässt sich wohl am besten mit einem Gefühl von unangenehmer Nichtbeteiligung umschreiben. Das heisst, es sind wohlhabende Leute, die meistens nicht direkt an der Verwaltung ihres Vermögens teilnehmen und das nicht gut finden. Nicht, weil sie sich übergeben oder gar betrogen fühlen. Es stört sie, dass sie nichts davon verstehen und deshalb nicht mitreden können.

D.H. Und wie kommt das? Gerade Kinder aus reichen Familien geniessen doch in der Regel gute Ausbildungen an Tobschulen.

I.P. Das ist richtig. Viele unserer Teilnehmer haben ein MBA in der Tasche. An theoretischem Wissen fehlt es häufig nicht. Doch im Gegensatz zu einem Wirtschaftsstudium sind unsere Kurse sehr praxisbezogen. Wir behandeln Dinge wie den selbstsicheren Umgang mit dem langjährigen Vermögensberater der Familie, wie man einen guten Private Banker auswählt oder auch wie man Probleme mit Geschwistern auf geschäftlicher Ebene angeht.

D.H. Sie haben den Umgang mit dem langjährigen Vermögensberater angedeutet. Wo liegt da das Problem?

I.P. Ähnlich wie bei einem Arzt fühlen sich unerfahrene junge Leute im Gespräch mit Finanzberatern oft sehr unsicher. Doch anders als beim Arzt haben sie gegenüber einem Banker Hemmungen, ihre Unwissenheit einzugestehen. Schliesslich könnte dieser die Situation ausnutzen.

D.H. So gesehen besteht also auch Handlungsbedarf auf der Beraterseite. Wie sollte die Arbeit eines guten Kundenberaters aussehen?

I.P. Ein guter Kundenberater muss sicher kein Experte in alternativen Anlagen sein oder ständig über den aktuellen Stand der Tokyoter Börse informiert sein. Gerade für junge reiche Leute sind solche Dinge lediglich Details, für die es in der Bank Spezialisten gibt. Vielmehr interessiert sie zum Beispiel, wie sie ihren Vater dazu bringen, ihnen einen Teil des Geschäfts zu übergeben oder wie sie das Risikoprofil des eigenen Family Offices ändern können. Die Kunden setzen heute andere Prioritäten.

D.H. Wird in Ihrem Kurs auch der Umgang mit dominanten Familienoberhäuptern thematisiert?

I.P. Dort, wo der Reichtum von einer sehr dominanten Unternehmer-Persönlichkeit geschaffen wurde, entsteht häufig eine spezielle Dynamik. Ob nun die nächste

Generation ins Geschäft einsteigen will oder nicht: Kinder müssen lernen, partnerschaftliche Beziehungen zu pflegen. Sie können sich nicht gleich wie der Vater verhalten, der sich keinem anvertraute.

D.H. Nun schicken diese diktatorischen Familienoberhäupter ihre Kinder zu Ihnen und Sie lehren sie, selbstsicherer aufzutreten. Gibt das nachher zu Hause keine Probleme?

I.P. Wir versuchen nicht den Charakter der Kursteilnehmer zu ändern. Wir versuchen ihnen ein Instrumentarium mitzugeben, das fruchtbare Diskussionen ermöglicht.

D.H. Wie ist der Kontakt unter den Teilnehmern während einer Kurswoche?

I.P. Für viele bietet diese Seminarwoche die einmalige Gelegenheit, mit Gleichgesinnten über zumeist sehr ähnliche Probleme zu sprechen. Viele dieser Probleme sind für weniger vermögende Aussenstehende nicht nachvollziehbar und rufen Unverständnis hervor. Reich zu sein, ist nicht immer leicht.

D.H. Sie bilden also eine Art therapeutische Selbsthilfegruppen für Reiche?

I.P. Mit Therapie hat das nichts zu tun, vielmehr mit einem produktiven Gruppenumfeld.

D.H. Hat sich der Inhalt des Kurses im Verlaufe der letzten Jahre verändert?

I.P. Wir gewichten heute Themen im Umfeld von Familienunternehmen stärker als früher. Dabei spielt es im Übrigen keine Rolle, ob bereits liquides Vermögen vorhanden ist oder sich erst abzeichnet, wenn zum Beispiel kein Nachfolger in Sicht ist und die Firma früher oder später verkauft werden muss. Die Erben wollen früh vorbereitet sein.

D.H. Für viele gehören Reichtum und Armut zusammen. Ist das ein Thema bei Ihnen?

I.P. Obwohl unsere Zeit innerhalb einer Kurswoche begrenzt ist, versuchen wir möglichst alle wichtigen Probleme im Umfeld von Reichtum anzusprechen. So haben wir häufig auch einen Psychologen als Referenten, der Dinge wie Schuldgefühle thematisiert.

D.H. Was für einen Zugang haben die jungen Reichen zur Wohltätigkeit?

I.P. Interessanterweise sitzen sehr viele unserer Teilnehmer in den Aufsichtsräten von wohltätigen Familienstiftungen. Offenbar gilt diese Tätigkeit als gute Schule, ohne grosses Risiko den Umgang mit Verwalten zu lernen. Die jungen Nachkommen übernehmen dort häufig zum ersten Mal Verantwortung. Obwohl die meisten persönlich noch keinen Zugriff auf viel Geld haben, vergeben sie über ihre Funktionen in den Stiftungsräten grosse Summen. Sie lernen so, dass Geld zu spenden etwas Normales ist.

IAN PARTRIDGE – VOM RICHTIGEN UMGANG MIT GELD

Ian Partridge ist Gründer und Präsident der Loedstar AG mit Sitz in Genf. Die Firma veranstaltet weltweit Seminare und Tagungen zu wichtigen Themen im Umfeld von grossen privaten Investoren, Unternehmensbesitzern und deren Beratern. Sehr gefragt ist der mehrmals im Jahr in London und Genf durchgeführte, einwöchige Kurs «Young Investors Programme». Darin wird gezielt auf die Probleme von jungen, in Sachen Vermögensverwaltung noch unerfahrenen Reichen eingegangen. Ian Partridge war früher Marketing Direktor bei American Express sowie Verantwortlicher für Marketing und Communications bei der Chase Manhattan Private Bank. Der studierte Bauingenieur verfügt über einen MBA-Titel des «The European Institute of Business Administration» (INSEAD) in Fontainebleau.



DIE EINLEUCHTENDEN VORTEILE ALTERNATIVER ANLAGEN.



Angesichts des anhaltend volatilen Börsenumfelds haben sich alternative Anlagen zu einem wichtigen Anlageinstrument entwickelt. Darum integrieren wir sie seit 1993 in unsere Anlagestrategien, und zwar mit Erfolg. Wegen ihrer tiefen Korrelation zu den klassischen Anlagen reduzieren sie Kursschwankungen und somit das Risiko des Gesamtportfolios. Ausserdem haben alternative Anlagen zum Ziel, ungeachtet der Marktentwicklung eine positive Rendite zu erwirtschaften. Wie zum Beispiel unser Leu Prima Global Fund. Denken Sie um. In unserem **Raum für kultiviertes Private Banking.**



Viele Fragen, noch mehr Antworten

«Muss ich als erwerbstätiger Rentner auch AHV-Beiträge bezahlen?» «Kann ich die Gelder aus der zweiten Säule für den Umbau meiner Eigentumswohnung verwenden?» «Wie berechne ich meinen persönlichen Vorsorgebedarf im Alter?» «Welche Arten von Vorsorgeeinrichtungen gibt es?» Das Vorsorge-Infocenter der Winterthur Leben lässt rund um das Thema Vorsorge keine Fragen offen. Ein Fundus an umfassenden Informationen zu den Themenkreisen soziale Sicherheit, staatliche Vorsorge, berufliche und private Vorsorge steht Privatpersonen und Fachleuten zur Verfügung. Linklisten und Publikationen runden das Angebot ab. Wer trotzdem noch Fragen hat, kann sie gleich online stellen:

www.winterthur-leben.ch/home/vorsorgeinfo.htm (rh)



Banken im Zweiten Weltkrieg

Als erstes Finanzinstitut der Schweiz hat die Credit Suisse Group ihre Geschichte während des Zweiten Weltkriegs wissenschaftlich aufgearbeitet. Das Team von Joseph Jung, dem neben Historikern auch Juristen und Ökonomen sowie externe Experten angehören, stützte sich dabei auf das Zentrale Firmenarchiv ab. Das Resultat der fünfjährigen Forschungstätigkeit ist Mitte November im NZZ-Verlag erschienen: der rund 850 Seiten umfassende Sammelband «Zwischen Bundeshaus und Paradeplatz. Die Banken der Credit Suisse Group im Zweiten Weltkrieg. Studien und Materialien». Dieser behandelt sechs Themenbereiche: Geschäftsbeziehungen zu Nazi-Deutschland und zu den USA; Goldtransaktionen; Kunst aus dem Dritten Reich; Vermögenswerte der Zivilflüchtlinge in der Schweiz; Umgang mit nachrichtlosen Vermögen. Mehr dazu erfahren Sie unter www.credit-suisse.ch/bulletin sowie im nächsten Bulletin. (schi)

Investors' Circle: Finanzinfos aus erster Hand

Von optimierter Navigation und neuem Layout der Website www.cspb.com profitiert auch der Investors' Circle. Die Benutzer finden sich in diesem speziellen Kundenbereich spielend zurecht. Kunden der Credit Suisse Private Banking verfügen rund um die Uhr über eine eigene Startseite mit Zugriff auf sämtliche Research-Informationen. Zu den Vorteilen, die der Investors' Circle gegenüber den allgemein zugänglichen Informationen auf www.cspb.com bietet, gehören weltweite Ratings von Aktien und Obligationen sowie ein gezieltes Aktienscreening. Mitglieder des Investors' Circle sind automatisch auch für MyCSPB registriert. Dort können sie sich ihre persönliche Finanzwebsite mit News, Charts und Börsendaten einrichten. Die Anmeldung für den Investors' Circle erfolgt über die Relationship Manager. (jp)

Heisse Adresse für Firmen

www.credit-suisse.ch/business heisst die neue Adresse für Schweizer Unternehmen. Die Plattform richtet sich an alle, die aktiv am Geschehen in einer Firma beteiligt sind, und unterstützt sie im Geschäftsalltag. Im Finanz- und Versicherungsbereich stehen sämtliche Dienstleistungen der Credit Suisse und der Winterthur zur



Verfügung. Hinzu kommen Services von über 40 Partnerfirmen für viele Bereiche des geschäftlichen Alltags wie Personalrekrutierung, Rechtsauskünfte, Übersetzungen. Das breite Angebot wird ergänzt mit Informationen für einzelne Branchen. Die kostenlose Registrierung als Mitglied bringt zusätzliche Vorteile: ein Newsletter-Abonnement, direkte Berechnung von Risikokosten für Akkreditivgeschäfte, Zugang zum Forum mit Live-Vorträgen, personalisierte Bestellformulare. Wie umfangreich und dennoch übersichtlich das Angebot unter der neuen Adresse ist, entdecken Sie am besten online. Eine «Guided Tour» verhilft zu einem schnellen Überblick. Vorläufig ist das Portal nur in Deutsch aufgeschaltet, Sprachversionen folgen nächstes Jahr. (rh)





Kapitalfluss: Der Weg der effizientesten Verwendung

Eine Analyse der Wechselkurs-Entwicklungen: Der US-Dollar ist anfällig, doch zu einem Ausverkauf wird es mangels Alternativen nicht kommen.

Benedikt Germanier, Beat Schumacher,
Credit Suisse Private Banking, Foreign Exchange & Economic Research

In den vergangenen zwei Jahren entwickelten internationale Investoren einen riesigen Appetit auf US-Wertschriften. Ausschlaggebend war das überdurchschnittliche Wachstum der US-Wirtschaft. Dies wiederum war vor allem auf die enormen Produktivitätsfortschritte zurückzuführen, die nicht zuletzt durch den Technologieboom ermöglicht wurden. Das Produktivitätswachstum in den USA beschleunigte sich seit 1993 und erreichte ein Jahreswachstum von vier Prozent im Juni 2000. Dies weckte Hoffnungen nach satten Erträgen des investierten Kapitals.

Vor allem europäische Anleger kauften amerikanische Aktien und in noch grösserem Umfang Unternehmensanleihen. Parallel dazu versuchten die Unternehmer Marktanteile zu gewinnen, indem sie die Konkurrenzunternehmen in den USA übernahmen oder

sich mit ihnen zusammenschlossen. Diese interkontinentalen Aktivitäten waren verbunden mit Kapitalflüssen, welche Dollarnachfrage generierten und den US-Dollar stärkten.

Euro verliert an Wert

Auf der anderen Seite trennten sich die US-Investoren von ausländischen, vor allem europäischen Aktien. In der Folge verlor der Euro, aber auch alle andern wichtigen Währungen gegenüber dem US-Dollar dauernd an Wert.

Ein Blick auf die Grafik zeigt eine deutliche Verknüpfung des handelsgewichteten US-Dollar-Indexes mit den Netto-Kapitalzuflüssen in die USA. Werden darüber hinaus der Finanzierungsbedarf, nämlich das Leistungsbilanzdefizit von den Zuflüssen, abgezogen, bleibt immer noch ein positiver Mittelzufluss. Mit der Abschwächung des

Wirtschaftswachstums Ende 2000, die auch mit einer Anpassung der Übertreibungen im Technologiesektor zusammenhängt, kam der mehrjährige Dollaraufwärtstrend zum Stillstand. Seit seinem Höchst im Oktober 2000 hat der Dollar gegenüber dem Euro rund acht Prozent verloren.

Und wie lässt sich die Reaktion der globalen Kapitalflüsse nach dem Schock vom 11. September charakterisieren? Grundsätzlich fliesst in globalen Krisensituationen das Kapital an die sichersten Orte, das heisst Länder mit stabilen politischen Verhältnissen und positivem Auslandsvermögen. Hier gehört die

USA mit einem Handelsbilanzdefizit von vier Prozent des Brutto-Inlandproduktes nicht unbedingt dazu. Dagegen erfüllt die Schweiz beide Kriterien und geniesst seit jeher den Status eines «sicheren Hafens». Entsprechend wird der Schweizerfranken bei den vorherrschenden politischen und wirtschaftlichen Unsicherheiten weiterhin gefragt sein.

Dollar hält sich gut

Trotz dem Wunsch nach sicheren Orten und der Rezession in den USA hält sich der Dollar erstaunlich gut. Zur Erklärung sind sowohl zyklische als auch strukturelle

www.credit-suisse.ch/bulletin

Bulletin Online liefert Analysen, Links und Checklisten zur neuen Währung.

Faktoren heranzuziehen. Ohne Zweifel ist die Wachstumsabschwächung in den USA stärker als in Europa. Entscheidend ist aber, dass die USA mehr unternehmen, um die Wirtschaft wieder zu stimulieren. Die US-Zentralbank hat seit Anfang Jahr die Leitzinsen auf ein Niveau gesenkt, das seit 40 Jahren nicht mehr erreicht wurde. Die amerikanische Nationalbank (Fed) hat es bis jetzt offensichtlich geschafft, die internationalen Investoren und Anleger bei der Stange zu halten. So verzeichnen die USA auch in jüngster Zeit immer noch positive Zuflüsse in Unternehmensanleihen.

Hingegen legt die Europäische Zentralbank (EZB) ein zögerliches Verhalten an den Tag, was die Devisenmärkte nicht goutieren. Zusätzlich wird in den USA die Konjunktur mit fiskalpolitischen Massnahmen wie zusätzliche Steuerkürzungen und Ausgaben unterstützt. In Europa wird dieser Effekt trotz wachsendem Druck auf die Regierungen nur bescheiden ausfallen. Der Markt geht deshalb davon aus, dass bei einer globalen Konjunkturerholung, die im zweiten Halbjahr 2002 erwartet wird, die Wachstumsdynamik in den USA grösser sein wird. Dies wiederum wird den Dollar unterstützen. Voraussetzung für dieses Szenario ist, dass die militärische und politische Situation nicht eskaliert und dass weitere schwerwiegende Terroranschläge ausbleiben.

Zudem darf nicht vergessen werden, dass sich die USA unverändert struktureller Vor-

teile erfreuen. Dazu gehören ein flexiblerer Arbeitsmarkt und eine dereguliertere Wirtschaft. Auch wenn das zukünftige US-Produktivitätswachstum möglicherweise nicht mehr ganz an dasjenige Ende der Neunzigerjahre anknüpfen kann, wird es höher als im Eurogebiet bleiben. Deshalb zeichnet sich im Jahreshorizont ein EURO/US-Dollar-Verhältnis von etwa 0,90 ab.

Kapitalflüsse nehmen ab

Wie wird sich der US-Dollar aber in den nächsten Monaten entwickeln? Es lässt sich beobachten, dass die Kapitalflüsse in die USA abnehmen. So sind kaum noch angekündigte oder pendente Über-

nahme- oder Beteiligungskäufe (M&A Deals) auszumachen. Zudem befindet sich die US-Wirtschaft in einer Rezession. Auch bleibt die Ungewissheit bezüglich weiterer Terroranschläge. Diese Tatsachen dürften den Dollar vorübergehend belasten. Ganz eurospezifisch ist die Einführung des Bargeldes ab dem 1. Januar 2002. Das «Phantom» Euro wird ein reales Tausch- und Wertaufbewahrungsmittel. Die angeblich nicht unwesentlichen D-Mark-Beträge, welche in den Schattenwirtschaften vorübergehend in US-Dollar getauscht wurden, könnten dann zurück in den Euro fließen. Die physische Existenz wird dem Aussenwert der neuen europäischen Währung

also eher behilflich sein. Zudem dürfte die EZB in den nächsten Monaten die Zinssätze weiter senken. Dadurch verbessern sich die Wachstumsperspektiven im gesamten Euroland.

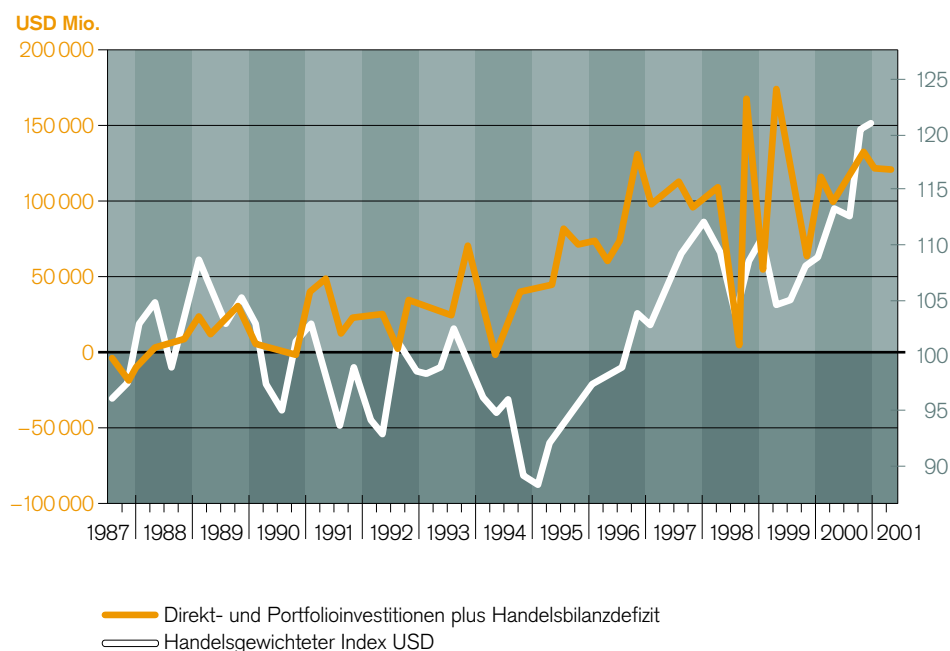
Paradoxerweise könnte es deshalb ausgerechnet in der Phase der Bodenbildung der amerikanischen Konjunktur zu einer Dollarschwäche kommen. An der dominierenden Vormachtstellung der Währung wird aber auch dies nichts ändern.

Benedikt Germanier,
Telefon 01 334 56 88
benedikt.germanier@cspb.com
Beat Schumacher,
Telefon 01 334 56 91
beat.schumacher@cspb.com

Fremde Kapitalflüsse unterstützen US-Dollar

In einer geschlossenen Volkswirtschaft kann nur so viel in die Wirtschaft investiert werden, wie gespart wird. Bei frei fliessenden Finanzströmen ist es möglich, ausländische Ersparnisse in die eigene Wirtschaft einzubinden. Die USA haben über ihren Investitionsbedarf hinaus Kapital erhalten, was den US-Dollar stärkte.

Quelle: Bureau of Economic Analysis





Auf Werte statt Versprechen setzen

In der momentan wirtschaftlich und politisch schwierigen Situation gehen sichere Substanzwerte vor unsicheren Wachstumsversprechen. Credit Suisse Private Banking hat dafür die Units auf «Global Value Opportunities» lanciert.

Andreas Signer,
Credit Suisse Private Banking,
Alternative Investments Group

Viele Investoren sind aufgrund der schlechten Erfahrungen an den Märkten verunsichert und warten mit Investitionen an der Börse zu. Das führte zu einer Überschussliquidität, die so hoch ist wie noch nie in den letzten zehn Jahren. Diese Gelder wollen profitabel angelegt werden.

Bei der momentan sehr hohen Volatilität, die immer stärker alle Weltaktienmärkte gleichzeitig ergreift, ist das kein leichtes Unterfangen. Neben den alternativen Anlagen sind weitere lohnenswerte Investitionsmöglichkeiten gefragt. Der Kauf von Obligationen erscheint aus mehreren Gründen nicht mehr empfehlenswert. Zum einen dürfte die zweijährige Phase der relativen Outperformance von Obligationen gegenüber Aktien auslaufen. In den letzten hundert Jahren gab es nie eine

Phase, in der diese Outperformance länger als zwei Jahre anhielt. Zum anderen befinden sich die Zinsen auf einem Niveau, wo sie nicht mehr weit sinken können. Im Gegenteil, die Zinskurven haben bereits wieder angezogen, und auch die langfristigen Zinsen sind im Steigen begriffen. Diese Entwicklung wird die Bondmärkte zusätzlich unter Druck setzen.

Value-Aktien profitieren

Aus dieser speziellen Konstellation könnten die Value-Aktien (wertorientierte Aktien) als grosse Profiteure hervorgehen. So favorisiert die momentane Börsenstimmung eine hohe Gewinnsichtbarkeit, wie sie bei Value-Aktien gegeben ist. Der Wert einer Value-Aktie basiert schwerwiegend auf der gegenwärtigen Substanz eines Unternehmens und nicht wie bei den Growth-Aktien (Wachstumsaktien) auf unsicheren Versprechen für die Zukunft. Entsprechend spricht man bei den Value-Aktien auch von

Substanzwerten. Ein typischer Value-Investor sucht nach Aktien, die unter dem fairen, inneren Wert gehandelt werden. Die Anlagen erscheinen oft als langweilig und werden von den meisten Investoren vernachlässigt. Dies führt dazu, dass die Wertpapiere häufig zu einem Abschlag gegenüber dem fairen Wert gehandelt werden und somit ein beträchtliches Wertsteigerungspotenzial aufweisen.

Im Vergleich zu den Value-Aktien sind Growth-Aktien bei den Investment-Managern in der Regel beliebter. Der Preis basiert zum grossen Teil auf Annahmen von Erträgen, die weit in der Zukunft liegen. Durch ihre grosse Popularität werden Growth-Aktien aber häufig über dem fairen Wert gehandelt. In der jüngeren Vergangenheit konnte dies bei den Technologieaktien beobachtet werden, die zu unglaublich hohen Kurs-/Gewinn-Verhältnissen gehandelt wurden und teilweise Bewertungen aufwiesen, die

jeder Logik widersprachen. Das anschliessende Platzen der Technologieluftblase ist bei vielen Investoren noch in schlechter Erinnerung.

Vorteile bei Aufschwung

Wird nur der Zeitraum von 1998 bis 1999 betrachtet, so entsteht der Eindruck, dass Wachstumstitel das lukrativere Anlagegefäss als Value-Titel sind. Über einen längeren Zeitraum gesehen werfen Value- und Wachstumsinvestitionen aber ähnlich hohe Renditen ab. Es gibt gar empirische Studien, die Value-Strategien langfristig eine leicht bessere Performance attestieren.

Die Renditeentwicklungen der beiden Anlagestile können sich jedoch während bestimmten Perioden stark unterscheiden. So sind in gewissen Phasen des Konjunkturzyklus die wertorientierten Aktien eindeutig im Vorteil. Typischerweise haben sie zu Zeiten eines Wirtschaftsaufschwunges die Nase vorn.

So geschehen nach den Markteinbrüchen der Jahre 1987 und 1990. Ausserdem sind Value-Aktien tendenziell defensive Investitionen und weisen bei stark fallenden Märkten ein geringeres Verlustrisiko auf.

Gleichzeitig haben die in der momentan sehr unsicheren Zeit häufig vorkommenden Gewinnrevisionen primär einen negativen Einfluss auf die Wachstumswerte, da diese viel stärker abhängig sind von zukünftigen Ertragsversprechungen.

Auch dürfte die in naher Zukunft anstehende Aktienmarkterholung mit Value-Aktien beginnen. Die Marktteilnehmer investieren zu Beginn einer Erholung normalerweise schwerwiegend in Substanzwerte und nicht in unsichere Wachstumswerte. Erst in einer späteren Phase und bei Wiederherstellung des Vertrauens in die Märkte werden auch Growth-Aktien wieder attraktiver.

Credit Suisse Private Banking ist dem Trend hin zu Value-Werten gefolgt und hat

die Units auf «Global Value Opportunities» lanciert.

Dieses neue und innovative Produkt erlaubt es dem Investor, an einer einzigartigen Auswahl von verschiedenen Value-Strategien teilzunehmen. Das Abschneiden einer Unit ist abhängig von einem Basket, welcher sich aus zehn Value-Managern zusammensetzt. Diese wurden in einem rigorosen Auswahlprozess be-

stimmt. Die ausgewählten Investitionsvehikel weisen eine langjährige und sehr erfolgreiche historische Wertentwicklung aus und werden von erfahrenen Managern betrieben.

Diese Struktur erlaubt es dem Investor, an Fonds teilzunehmen, die normalerweise nur für institutionelle Anleger zugänglich sind. Credit Suisse Private Banking gewährleistet für die Anteile, die eine Lauf-

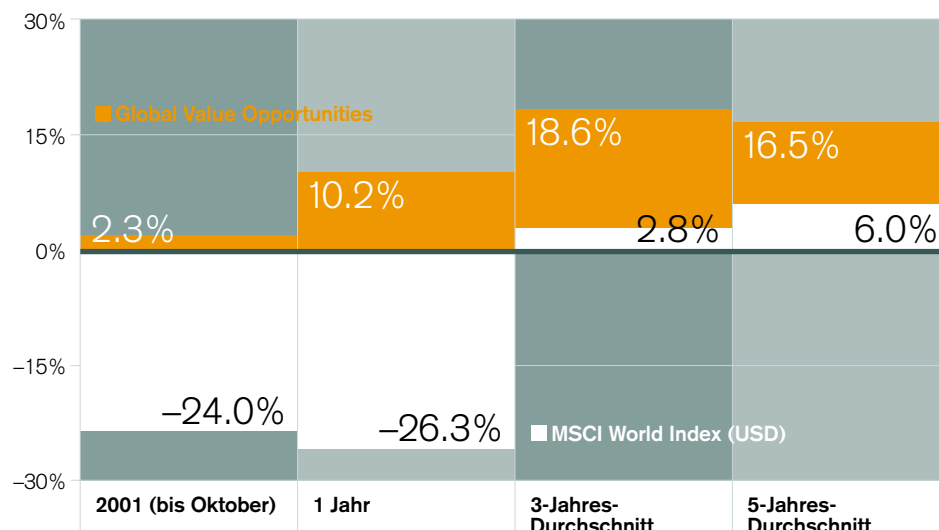
zeit bis März 2005 haben, einen OTC-Handel («Over-the-Counter») und sorgt für die tägliche Kurspublikation. Die Units werden in Schweizer Franken, Euro und US-Dollar gehandelt.

Andreas Signer,
Telefon 01 334 47 40
andreas.signer@csppb.com

Value-Aktien bewähren sich in schwierigen Zeiten

Während der MSCI-Index im vergangenen Jahr um 26,3 Prozent absackte, erwirtschafteten die Global Value Opportunities immer noch ein Plus von 10,2 Prozent.

Quelle: CSPB



ANZEIGE



Bewegungssitzen in seiner schönsten Form.
Modus von Wilkhahn.

Wilkhahn



«Die Entwicklung der Schweizer
Konjunktur wird auch 2002 stark von
der Konsumentenstimmung
abhängig sein», sagt Alois Bischofberger,
Chefökonom der Credit Suisse.

«Der Schweiz droht 2002 keine Rezession»

Trotz schlechter globaler Wirtschaftslage und hausgemachten Problemen dürfte die Schweiz 2002 von einer Rezession verschont bleiben. Zu diesem Schluss kommt Alois Bischofberger, Chefökonom der Credit Suisse.

Interview: Ruth Hafen, Redaktion Bulletin

RUTH HAFEN Herr Bischofberger, welche Folgen hat das Swissair-Debakel für die Schweizer Wirtschaft?

ALOIS BISCHOFBERGER Nach den Anschlägen vom 11. September hat sich die Verunsicherung negativ auf die Konsumentenstimmung niedergeschlagen, die Investitionsbereitschaft der Unternehmen ist zurückgegangen. Die Ereignisse rund um die Swissair haben diesen Trend verstärkt.

R.H. Wie verändern sich die Wirtschaftsaussichten für die Schweiz, wenn die geplante neue Schweizer Airline nicht wie vorgesehen abheben sollte?

A.B. Das hätte erhebliche Auswirkungen auf die Wirtschaft, vor allem in der Region Zürich. Aber auch gesamtschweizerisch müssten wir im schlimmsten Fall mit einem deutlichen Zuwachs der Arbeitslosigkeit rechnen. Zahlreiche Arbeitsplätze gingen verloren, nicht nur bei der Swissair und beim Flughafen, sondern auch bei den Zulieferern. Es müsste mit weniger Wirtschaftswachstum in den betroffenen Regionen gerechnet werden. Der Staat hätte

weniger Steuereinnahmen, die Arbeitslosenversicherung würde stark belastet und der Tourismus leiden.

R.H. Das ist also nicht nur ein Problem des Kantons Zürich?

A.B. Nein, das wäre ein gesamtschweizerisches Problem. Auch die Angestellten der Swissair wohnen über die ganze Schweiz verstreut. Es wäre ein Schock für unser Land, wenn es zu einer Nulllösung gekommen wäre, oder wenn alle bestehenden Pläne sich zerschlugen. Der Standort Schweiz würde durch eine solche negative Entwicklung beeinträchtigt. Zürich müsste zudem Wertverluste bei den Büroimmobilien gewärtigen, da im Hinblick auf die gute Anbindung ans internationale Flugnetz viel gebaut wurde. Gute Verkehrs- und Flugverbindungen sind ein wichtiger Standortfaktor bei Investitionsentscheiden, neben der Verfügbarkeit von gut qualifizierten Arbeitskräften, einem guten Steuerklima und der Lebensqualität einer Region.

R.H. Im nächsten Jahr stehen massive Erhöhungen der Krankenkassenprämien an.

Wie wird sich das auf das Konsumverhalten auswirken?

A.B. Faktisch werden die Schweizer nicht weniger Geld für den Konsum zur Verfügung haben. 2002 werden die Reallöhne ansteigen. Wir gehen davon aus, dass die Nominallöhne um durchschnittlich 2,5 Prozent wachsen, die Teuerung etwa ein Prozent beträgt. Das ergibt einen Reallohnanstieg von 1,5 Prozent. Zusätzlich werden in der Schweiz nächstes Jahr Steuersenkungen wirksam; das erhöht die Kaufkraft. Aber es trifft zu: Ein Teil dieses Kaufkraftgewinns geht durch die massive Erhöhung der Krankenkassenprämien wieder verloren. Das schlägt vielen aufs Gemüt und dämpft den Konsum. Hinzu kommen andere Faktoren: Die Unsicherheit am Arbeitsmarkt nimmt zu, obwohl in der Schweiz immer noch Vollbeschäftigung herrscht. Doch wird es für die weniger qualifizierten Arbeitskräfte schwieriger werden, sich in den Arbeitsmarkt zu integrieren, als das vor einem Jahr der Fall war. Das alles sind Punkte, die wichtig werden, wenns um die Frage geht, «soll ich sparen oder konsumieren»? Ich kann mir vorstellen, dass bis weit ins Jahr 2002

mehr als üblich gespart wird. Die Wirtschaft wird 2002 – wie schon 2001 – deutlich langsamer wachsen als es 2000 mit drei Prozent der Fall war.

R.H. Welche Faktoren werden das Wachstum noch beeinflussen?

A.B. Angesichts der schwachen weltweiten Konjunktur wird die Auslandnachfrage beeinträchtigt, die Exportzuwächse nehmen stark ab. Hier spüren wir vor allem die Rezession in Amerika. In den letzten Monaten haben die Exporte in die USA stagniert. Auch wurde markant weniger in die aufstrebenden Volkswirtschaften Asiens exportiert. Die Unternehmen investieren weniger, da Investitionen durch Wachstums- und Gewinnerwartungen getrieben werden, und die sind zurzeit weltweit gedämpft.

R.H. Wie sieht die Wachstumsrate für die Schweiz konkret aus?

A.B. In diesem Jahr wird die Wachstumsrate auf 1,6 Prozent sinken, was einer Halbierung des Wirtschaftswachstums gegenüber 2000 entspricht. Fürs nächste Jahr prognostizieren wir ebenfalls 1,6 Prozent. Es ist aber möglich, dass wir diese Prognose nochmals revidieren müssen, wenn sich zeigt, dass sich die Konjunkturindikatoren weiter verschlechtern. Aber auch dann können wir eine Stagnation oder eine Rezession in der Schweiz ausschliessen.

R.H. Wachstumsimpulse für die Wirtschaft stammen im Allgemeinen aus den USA. Die neuesten amerikanischen Konjunkturzahlen versprechen nichts Gutes. Die Konsumenten-

stimmung ist nach dem 11. September schlecht, viele Unternehmen geben Gewinnwarnungen aus. Welches sind in den USA 2002 die Stützen des Wachstums?

A.B. Die amerikanische Konjunktur war in der letzten Zeit stark vom privaten Konsum abhängig. Selbst als dieser noch kräftig expandierte, fand in Bereichen wie Auslandnachfrage und Investitionen bereits eine deutliche Verlangsamung statt. Ich erwarte, dass die Konjunkturerholung 2002 in den USA vom privaten Konsum ausgeht. Wenn dieser wieder ansteigt, wird auch die Investitionstätigkeit der Unternehmen wieder zunehmen. Natürlich hängt sehr viel davon ab, wie sich die politische Lage und der Arbeitsmarkt entwickeln. Im Juli betrug die Arbeitslosenrate noch 4,5 Prozent, jetzt ist sie auf 5,4 Prozent hochgeschneilt. Wenn sie sich weiter erhöhte und gegen sieben Prozent tendieren würde, wäre sicher mit einem sehr gedämpften Konsum zu rechnen. Das würde auch die Konjunkturerholung in Amerika um einige Monate verzögern.

R.H. Wann wird sich die amerikanische Konjunktur erholen?

A.B. Wir erwarten, dass das erste Quartal 2002 noch sehr schwach sein und das zweite Quartal Anzeichen eines konjunkturellen Aufschwungs bringen wird. Im zweiten Halbjahr wird sich die konjunkturelle Dynamik verstärken. Folgende Faktoren sind wichtig: die Rückkehr des Vertrauens bei Unternehmern, Konsumenten und Anlegern sowie die expansive Geld- und Fiskalpolitik. Ich gehe davon aus, dass sich diese Faktoren im zweiten Halb-

jahr 2002 positiv auf die amerikanische Wirtschaft auswirken werden.

R.H. Sind weitere Zinssenkungen überhaupt noch möglich?

A.B. Wir sind noch nicht unbedingt am Tiefpunkt angelangt. Allerdings wirken Zinssenkungen nicht, wenn die Menschen pessimistisch und verängstigt sind. Wenn die Verunsicherung gross ist, kann man die Zinsen stark senken, ohne dass die Konjunktur belebt wird. So geschehen in Japan: Dort sind die Zinsen sehr tief, die Konjunktur ist aber immer noch sehr schwach, es herrscht Rezession. Ich gehe davon aus, dass das in Amerika anders ist und das Vertrauen mit der Zeit wieder zurückkommt.

R.H. Angesichts der latenten Bedrohungssituation in den USA muss mit erheblichen Produktionsausfällen gerechnet werden. Besteht nicht das Risiko, dass die US-Konjunktur 2002 am Boden bleibt?

A.B. Dieses Szenario kann man nicht ausschliessen. In einem solchen Fall käme es 2002 in Amerika zu einer tiefen Rezession. Die Erholung würde frühestens 2003 einsetzen. Ob es eine schnelle oder langsame Erholung wäre, lässt sich heute nicht voraussagen. Sicher aber wäre der Start sehr harzig.

R.H. In Amerika gehts abwärts, Japan liegt am Boden, die Weltbank warnt bereits vor einer globalen Rezession. Wie gross ist das Risiko?

A.B. Die Gefahr einer weltweiten Rezession besteht: Momentan sind wir nicht weit davon entfernt. Im dritten Quartal haben die Industriestaaten insgesamt wirtschaftlich stagniert, in den meisten aufstrebenden Volkswirtschaften war das Wachstum nur noch sehr gering. Ich gehe nicht davon aus, dass sich das in den nächsten Monaten ändert. Wir rücken in die Nähe einer globalen Rezession, je grösser die Wahrscheinlichkeit eines langen Kriegs in Afghanistan wird. Wenn Amerika über längere Zeit in der Rezession steckt, hat das Auswirkungen auf die ganze Weltwirtschaft.



Alois Bischofberger, Chefökonom der Credit Suisse

«Die hohen Krankenkassenprämien schlagen vielen Schweizern aufs Gemüt.

Da helfen auch Steuersenkungen nicht viel.»

So entwickelt sich die Schweizer Wirtschaft 2002

Die Schweiz wird 2002 mit 1,6 Prozent dieselbe Wachstumsrate aufweisen wie 2001. Obwohl die Konsumentenpreise nur leicht ansteigen, wird der private Konsum rückläufig sein. Die Unsicherheit am Arbeitsmarkt nimmt zu.

Quelle: Credit Suisse Economic Research & Consulting

| Veränderungen in % | 1999 | 2000 | 2001 | 2002 |
|----------------------------------|------|------|------|------|
| Bruttoinlandprodukt, real | 1.6 | 3.0 | 1.6 | 1.6 |
| Privater Konsum | 2.3 | 2.3 | 2.0 | 1.5 |
| Staatlicher Konsum | 0.5 | -0.4 | -0.4 | 0.9 |
| Ausrüstungsinvestitionen | 10.6 | 9.0 | 1.8 | 3.1 |
| Bauinvestitionen | -3.3 | 2.1 | 1.6 | 1.7 |
| Exporte (G+D) | 6.3 | 11.8 | -0.3 | 2.5 |
| Importe (G+D) | 5.9 | 11.2 | -0.5 | 2.2 |
| Konsumentenpreise | 0.8 | 1.6 | 1.0 | 1.1 |
| Arbeitslosenquote in % | 2.7 | 2.0 | 1.8 | 2.2 |

R.H. Japan ist schon seit langem ein Sorgenkind. Was muss geschehen, damit es sich erholt?

A.B. Es gibt verschiedene Ansatzpunkte. Es ist schon lange klar, dass strukturelle Reformen nötig sind. Japan ist in vielerlei Hinsicht weder dereguliert noch liberalisiert. Das Finanzsystem steckt in Schwierigkeiten, die Versicherungen haben grosse Probleme. Um da herauszufinden, sind Strukturreformen nötig. Doch die Regierungen haben diese bisher nur sehr zögerlich angepackt. Obwohl immer wieder Anstrengungen unternommen wurden, hat der Reformeifer jeweils relativ schnell wieder nachgelassen. Der japanische Konsument ist verunsichert, die Sparquote liegt bei 30 Prozent. Die Arbeitslosenquote ist deutlich angestiegen; mit 5,4 Prozent ist sie für japanische Verhältnisse auf Rekordstand. Es gibt kein Wirtschaftswachstum in diesem Jahr, mit grosser Wahrscheinlichkeit wird das Bruttoinlandprodukt auch nächstes Jahr rückläufig sein. Die Regierung hat in den letzten Jahren einiges versucht: Die Staatsausgaben wurden ausgeweitet und öffentliche Bauten realisiert. Aber auch das hatte keinen grossen dauerhaften Effekt auf die Konjunktur. Das konjunkturell wichtigste Instrument ist

eine expansive Geldpolitik, die den Yen schwächt und die Deflationserwartungen bricht. Ohne strukturelle Reformen, die das verkrustete System aufbrechen, kann sich Japan nicht aufrappeln.

R.H. Auch Europa weist 2001 ein enttäuschendes Wachstum auf. Welche Rolle wird es 2002 spielen?

A.B. Europa hat die Erwartungen nicht erfüllt. Man ging davon aus, dass Europa in die Lücke springt, wenn Amerika geschwächt ist. Das ist nicht eingetreten. Europa befindet sich wie Amerika in einer Stagnation und ist abhängig von einer Erholung der amerikanischen Volkswirtschaft. Ich gehe nicht davon aus, dass Europa jetzt plötzlich die konjunkturelle Dynamik erreicht, um die Weltwirtschaft aus der Talsohle zu reissen. Wenn Amerika sich erholt, wird Europa mit einer Verzögerung von drei bis sechs Monaten nachziehen.

R.H. Kann Europa dank der Einführung des Euro gegenüber Amerika aufholen?

A.B. Mittelfristig besteht durchaus eine Chance, dass der Euro die europäische Volkswirtschaft dynamisiert. Er verstärkt den Wettbewerbsdruck, macht Preis-

vergleiche möglich, schafft grössere und tiefere Märkte. Es entsteht ein sehr grosser, leistungsfähiger europäischer Kapitalmarkt. Aber ich gehe davon aus, dass es noch einige Zeit dauern wird, bis die Dynamik der amerikanischen Wirtschaft erreicht ist.

R.H. Was braucht es noch?

A.B. Neben der Einführung des Euro müssen die Güter- und Arbeitsmärkte in Europa flexibler werden. Hier ist uns Amerika voraus. Das hat sich in den letzten Jahren positiv auf seine Produktivität und das Wirtschaftswachstum ausgewirkt.

R.H. Was kann Europa – und die Schweiz – von den USA lernen?

A.B. Grössere Dynamik im unternehmerischen Verhalten, mehr Risikobereitschaft. In Amerika werden viele Unternehmen neu gegründet, es herrscht eine ganz andere Einstellung zu wirtschaftlichem Scheitern. Bei uns ist das ein Makel, in Amerika nicht. Wer gescheitert ist, hat etwas gewagt und dabei etwas gelernt. Immerhin: Europa hat Fortschritte gemacht mit den EU-Binnenmarktprogrammen, und der Euro wird diese Entwicklung weiter unterstützen. Wir sind auf einem guten Weg. Europa kann auch von der amerikanischen Immigrationspolitik lernen. Amerika ist es immer gelungen, hoch qualifizierte Leute aus allen Teilen der Welt zu holen. So kommen viele Wissenschaftler und Fachkräfte aus Asien, Europa und neuerdings auch aus Lateinamerika. Die offene Immigrationspolitik dynamisiert den Arbeitsmarkt und begünstigt den Forschungsstandort USA. Auch in dieser Beziehung könnten wir noch einiges dazulernen und uns mehr öffnen.

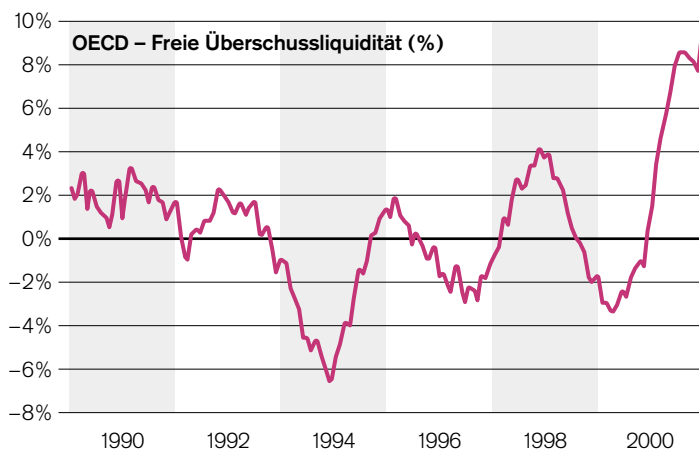
www.credit-suisse.ch/bulletin

**Chefökonom Alois Bischofberger
über die wirtschaftlichen Folgen des
Afghanistan-Kriegs.**

Es fließt viel Geld in die Wirtschaft

Die Zentralbanken haben der Wirtschaft über die verschiedenen Zinssenkungen reichlich viel Liquidität beschert.

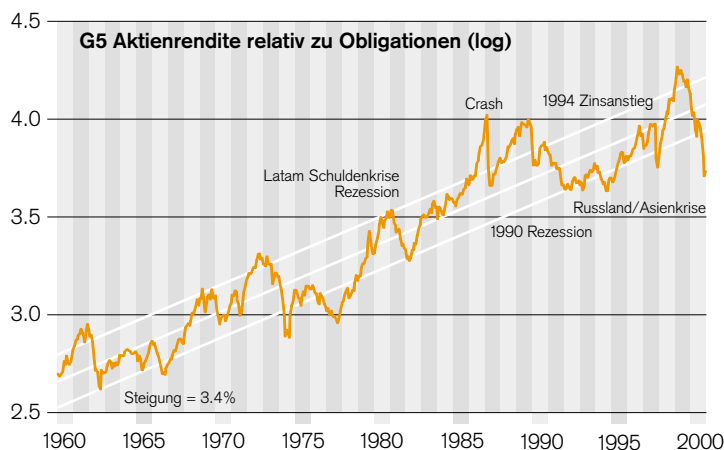
Quelle: Datastream-CSPB



Aktien laufen Obligationen den Rang ab

Am Wendepunkt: Durch die Zinssenkungen und die hohe Liquidität dürften Aktien bald wieder höhere Renditen als Obligationen erzielen.

Quelle: Datastream-CSPB



Länder-, Branchen- und Titelpreferenzen auf einen Blick

Die Entwicklung der Obligationenmärkte verspricht eine baldige Erholung der Konjunktur. Das gleiche gilt für die Aktienmärkte. Auch sie scheinen vom Ende der Rezession überzeugt zu sein. Quelle: CSPB

| | | EUROPA (0) | SCHWEIZ (0) | NORDAMERIKA (0) | JAPAN (0) | ASIEN EXKL. JAPAN (-) |
|---------------------|---------------------------------|------------|------------------------------|---------------------|-----------------|---------------------------|
| Länder | UK | | | | | |
| | Frankreich | | | | | |
| | Spanien | | | | | China (H-Aktien) |
| Sektoren (regional) | Baugewerbe | | Pharma | Energie | Pharma | Halbleiter |
| | Tabak | | | Pharma | Konsumgüter | Versorger |
| | Papier & Zellstoff | | | Technologie | | |
| Sektoren (global) | Fluglinien/Verkehr (-) | | | | | |
| | Automobil (0) | | | | Honda Motors | |
| | Banken (0) | | UBS | Fannie Mae | | |
| | Rohstoffe (0) | | | | | |
| | Chemie (0) | | | | | |
| | Baugewerbe (+) | Lafarge | Holcim | | | |
| | Verbrauchsgüter (0) | | | | Kao | |
| | Energie (0) | ENI | | Halliburton | | PetroChina |
| | | | | El Paso Corp. | | |
| | Maschinenbau/Elektrotechnik (0) | Electrolux | Georg Fischer N ¹ | | | |
| | Getränke (-)/Nahrungsmittel (0) | | | Waste Management | | |
| | Tabak (+) | BAT | | | | |
| | Versicherungen (0) | ING | SwissRe N | | | |
| | IT-Services/Software (-) | SAP | | VERITAS Software | | |
| | Medien (0) | | | | | |
| | Gesundheitswesen (0) | | Serono I | Johnson & Johnson | Takeda Chemical | |
| | | | | IDEC Pharmaceutical | | |
| | Papier & Zellstoff (+) | Stora Enso | | | | |
| | Immobilien (0) | | | | | Warf Holdings Ltd. |
| | Detailhandel (-) | | | Wal-Mart | Fast Retailing | |
| | Technologie-Hardware (0) | | | Dell Computer Corp. | Ricoh | |
| | Halbleiter (0) | | | | | TSMC, Samsung Electronics |
| | Telekom-Ausrüster (-) | | | RF Micro | | |
| | Telekom-Dienstleister (+) | Vodafone | | | | |
| | Versorger (0) | | | | | Huaneng Power |
| | Übrige (-) | | | | Nintendo | Far Eastern Textile |

Empfohlene Anlagefonds HSBC GIF UK EF; CS EF (Lux) Spain B; HSBC GIF Chinese Equity; CS EF Global Pharma; CS EF (Lux) Global Telecom

¹ mid and small caps

Weitere Fonds unter: www.fundlab.com

«Wir sind noch nicht durchs Dickicht durch»

Interview mit Burkhard Varnholt,
Global Head of Research Credit Suisse Private Banking

DANIEL HUBER Vor einem Jahr fand der Höhenflug der Finanzmärkte ein abruptes Ende. Seither gings mehrheitlich abwärts. Wo stehen die Märkte heute?

BURKHARD VARNHOLT Grundsätzlich sind die Märkte trotz einer Abwertung von 40 Prozent im vergangenen Jahr immer noch hoch bewertet. Das mag viele erstaunen. Doch die Unternehmensgewinne sind durchschnittlich noch tiefer als 40 Prozent gefallen. Von 1982 bis heute haben sich Unternehmensgewinne weltweit verdreifacht. Aber die globalen Aktienmärkte sind heute immer noch etwa zehnmal höher bewertet als 1982. Das heisst, die Kurs/Gewinn-Verhältnisse sind im historischen Vergleich immer noch hoch.

D.H. Werden also die Kurse noch weiter fallen?

B.V. Einiges deutet darauf hin, dass wir noch nicht durchs Dickicht durch sind. So liegen die Kurs/Gewinn-Verhältnisse heute durchschnittlich viel höher als 1982, weil in den letzten zwanzig Jahren erstmals Privathaushalte, Pensionskassen und sogar Staaten begannen, in grossem Stil Aktien zu kaufen. In den nächsten Jahren wird es schwieriger sein, vergleichbar grosse Investorenpotenziale zu öffnen.

D.H. Somit haben die Aktien als Anlagemittel ausgedient?

B.V. Überhaupt nicht. Ausgedient hat lediglich die Buy-and-Hold-Strategie, welche in den Achtziger- und Neunzigerjahren sehr erfolgreich war. Grundsätzlich bin ich aber überzeugt, dass auf sechs bis neun Monate hinaus Aktien die bessere Wahl sind als Obligationen.

D.H. Wie ist das zu verstehen?

B.V. Ich gehe davon aus, dass die Börse in den nächsten Monaten weiter ein von

Liquidität und Hoffnung auf wirtschaftliche Erholung getriebenes Hoch erleben wird. Das sollte man unbedingt ausnutzen, gerade wenn sich der Markt generell eher seitwärts bewegt. Deshalb empfehle ich heute, mit diesem Zeithorizont in aktiv bewirtschaftete Aktienprodukte zu investieren.

D.H. Mit anderen Worten: Aktien kaufen und ein waches Auge darauf haben.

B.V. So ist es, aber nicht Einzelaktien kaufen. Denn kein Mensch kann immer auf alle Einzelaktien ein waches Auge haben. Das gegenwärtige Finanzmarktumfeld ist eher mit den Siebzigerjahren als mit den Achtziger- und Neunzigerjahren vergleichbar. Auch damals haben sich vor allem von Profis aktiv gemanagte Produkte gelohnt.

D.H. Also ist es für den Privatanleger fast noch einfacher als früher geworden?

B.V. Das würde ich so nicht sagen. Er muss entscheiden, ob und wie stark er in Aktien, alternative Anlagen, Cash oder Obligationen gehen will. Dieser strategische Entscheid ist letztendlich für 80 Prozent der Performance seines Portfolios verantwortlich.

D.H. Woher kommt die bereits angesprochene hohe Liquidität in den Finanzmärkten?

B.V. Auf der einen Seite haben aufgrund der fallenden Inflation und des schwachen Wirtschaftswachstums die Notenbanken weltweit die Geldmenge ausgeweitet. Auf der anderen Seite beansprucht eine schrumpfende Wirtschaft weniger Geld. Damit fliesst eine höhere, überschüssige Geldmenge in die verschiedenen Finanzmärkte. Bis Ende September hat das zu einer kräftigen Rally an den Obligationenmärkten geführt. Weil sich die Obligationenrenditen aber mittlerweile nur noch



zwischen null und vier Prozent bewegen, steigen nun wieder mehr Investoren von Obligationen auf Aktien um.

D.H. Somit ist die momentane Erholung der Aktienmärkte lediglich eine Folge von überschüssigen Geldern?

B.V. Wahrscheinlich ist diese Überschussliquidität für einen Teil des momentanen Aufwärtstrends verantwortlich. Auf der anderen Seite beurteilen die zukunftsorientierten Aktienmärkte die Entwicklung der Weltwirtschaft recht positiv. Sie erwarten für die zweite Hälfte 2002 eine V-förmige Erholung, besonders in den USA.

D.H. Teilen Sie diese Meinung?


B.V. Es spricht einiges dafür. Mit dem jüngsten Anziehen der globalen Zinsen scheinen auch die Obligationenmärkte diese Einschätzung zu teilen. Doch wird es meiner Meinung nach zuerst vor allem die USA betreffen und erst später Europa.

D.H. Woran liegt das?

B.V. In Europa hat die Geldpolitik erst später und auch zurückhaltender auf die wirtschaftliche Abkühlung reagiert. Staatlichen Konjunkturprogrammen sind engere Grenzen gesetzt, weil die Budgetdefizite in Europa bereits höher als die in den USA sind. Schliesslich behindern stark regulierte Arbeitsmärkte eine rasche konjunkturelle Anpassung.

D.H. Und wie geht es nun weiter?

B.V. Das hängt davon ab, wie sich der Konflikt in Afghanistan entwickelt. Falls wir jetzt in eine Phase der Normalität zurückkehren, könnte es an den Märkten zu einer Rally und bald schon zu einer echten Konjunkturerholung kommen.

A portrait of Manuel Rybach, a man with short brown hair and glasses, wearing a dark suit, white shirt, and blue tie. He is smiling slightly and looking towards the camera. The background is a blurred architectural structure with a grid-like pattern.

«Ein Ja zur UNO trägt international
zur positiven Ausstrahlung
der Schweiz bei», meint Manuel
Rybach, Economic Research &
Consulting.

Für eine Ehe mit Trauschein

Auch die Wirtschaft ist überzeugt: Die Schweiz gehört in die UNO.

Von Manuel Rybach, Economic Research & Consulting

Die schweizerische Wirtschaft ist auf den internationalen Märkten stark präsent. Umso auffallender ist die Abwesenheit der Schweiz von wichtigen internationalen Organisationen mit politischem Charakter, allen voran der UNO (United Nations Organization, Vereinte Nationen). Dabei ist die Schweiz als Sitzstaat bedeutender UNO-Spezialorganisationen bereits heute weitgehend in das System der Vereinten Nationen integriert. Im März 2002 werden Volk und Stände nun zum zweiten Mal

nach 1986 über einen Vollbeitritt der Schweiz zur UNO entscheiden.

Dieser Schritt ist längst überfällig: Sämtliche Länder der Welt – ausser dem Sonderfall Vatikan und der Schweiz – sind heute Vollmitglieder der Vereinten Nationen. Ein Beitritt der Schweiz zur UNO würde der wirtschaftlichen Bedeutung und Stellung des Landes in der Welt gerecht. Durch die Aufwertung des gegenwärtigen Beobachterstatus zur Vollmitgliedschaft würde die Schweiz das volle Mitsprache-

recht erhalten. Die Schweiz wirkt heute nämlich in fast allen Spezialorganisationen der UNO mit und zahlt bedeutende Beiträge, kann aber in der Generalversammlung der Vereinten Nationen nicht mitentscheiden. Bundesrat Joseph Deiss charakterisiert das gegenwärtige Verhältnis zwischen der Schweiz und der UNO deshalb als «Ehe ohne Trauschein» und betont, dass die Schweiz als Vollmitglied der internationalen Gemeinschaft auch ein Vollmitglied der UNO sein soll. Als solches könnte die

Schweiz in der UNO mit allen Rechten mitwirken und ihre eigenen Interessen auf dem internationalen Parkett besser wahrnehmen und durchsetzen. Dies gilt umso mehr, als die Aussenpolitik der Schweiz und die UNO die gleichen Ziele verfolgen. Beide setzen sich ein für Frieden und Sicherheit, wirtschaftliche Entwicklung und humanitäre Hilfe, Erhaltung der natürlichen Lebensgrundlagen sowie die Achtung der Menschenrechte.

Beitritt findet breite Befürwortung

Anders als 1986 findet das als Volksinitiative eingereichte Beitrittsbegehren heute breite Unterstützung in allen politischen Lagern. So haben sich sämtliche Bundesratsparteien (mit Ausnahme der Schweizerischen Volkspartei), der Spitzenverband der Wirtschaft *economiesuisse*, die Schweizerische Bankiervereinigung, der Gewerbeverband, Gewerkschaften sowie unzählige politische und gesellschaftliche Gruppierungen klar für den UNO-Beitritt ausgesprochen.

Dies mag auch damit zusammenhängen, dass die UNO seit dem Ende des Kalten Krieges an Handlungsfähigkeit und Gewicht gewonnen hat. Sie befindet sich nicht mehr im Spannungsfeld der beiden Blöcke und ist heute infolge der zunehmenden Anzahl globaler Probleme – darunter nicht zuletzt der Kampf gegen den internationalen Terrorismus – wichtiger denn je. Kofi Annan, UNO-Generalsekretär seit Januar 1997, hat zudem zahlreiche institutionelle Reformen ergriffen, um die nach wie vor bestehenden Schwächen der Weltorganisation abzubauen.

Seit der Amtsübernahme Annans hat sich die UNO vermehrt gegenüber der Wirtschaft geöffnet und sucht den Dialog mit den Unternehmungen und Verbänden. Heute herrscht ein partnerschaftliches Verhältnis zwischen den Vereinten Nationen und der Wirtschaft. Ausdruck dieser Partnerschaft zwischen UNO, Wirtschaft und den Regierungen der einzelnen Länder ist der 1999 anlässlich des World Economic Forum in Davos von Kofi Annan lancierte «Global Compact». Im Rahmen

dieser Initiative verpflichten sich global tätige Unternehmen, die sich ihrer gesellschaftlichen Verantwortung bewusst sind, auf freiwilliger Basis, Mindeststandards bei Menschen- und Arbeitnehmerrechten sowie im Umweltschutz einzuhalten. Verschiedene Schweizer Unternehmen, darunter auch die Credit Suisse Group, gehören zu den ersten Unterzeichnern des Paktes.

Der «Global Compact» ist lediglich einer der vielfältigen Beiträge der UNO zur Gestaltung von guten Rahmenbedingungen für wirtschaftliche Tätigkeit. Weltweit stabile und sichere Verhältnisse sind Voraussetzungen für gesunde Volkswirtschaften und für einen soliden internationalen Austausch von Waren und Dienstleistungen. Die UNO leistet dazu mit ihrem Engagement für Frieden und Sicherheit einen wichtigen Beitrag. Sie setzt sich somit auch für die Verbesserung der Rahmenbedingungen für global tätige Schweizer Unternehmungen ein. Für die internationale Investitionstätigkeit besonders wichtig ist die Rechtssicherheit. Wo Menschenrechte verletzt werden, kann man sich nicht darauf verlassen, dass rechtsstaatliche Grundsätze gelten. Und wo an der Umwelt Raubbau betrieben wird, kann

sich langfristig kein wirtschaftlicher Erfolg einstellen. Generalsekretär Kofi Annan bemerkte dazu treffend: «Eine blühende Wirtschaft und die Entwicklung einer menschenwürdigen Gesellschaft gehen Hand in Hand.»

Vorteile für die Wirtschaft

Von direktem Nutzen für die Schweizer Wirtschaft sind die weitreichenden Aktivitäten der besonders mit Wirtschaftsfragen betrauten Spezialorganisationen der Vereinten Nationen. Für die Schweiz mit ihren hohen Investitionen in Forschung und Entwicklung besonders wichtig ist die Weltorganisation für geistiges Eigentum (WIPO). Diese schützt auch schweizerische Patente, Handelsmarken und industrielle Designs. Andere UNO-Spezialorganisationen, Fonds, Programme und Institute definieren international gültige technische Standards, etwa im Bereich Telekommunikation und Zivilluftfahrt, oder fördern die Integration der Entwicklungs- und Transitionsländer in das Welthandelsystem. Zudem bestehen enge Wechselbeziehungen zu Institutionen wie der Welthandelsorganisation (WTO), der Internationalen Arbeitsorganisation (ILO) oder den Bretton-Woods-Institutionen Interna-

DIE UNO UND DAS INTERNATIONALE GENF – DIE SCHWEIZ PROFITIERT

Nach ihrem Hauptsitz New York ist Genf für die Vereinten Nationen die wichtigste Stadt. 19 internationale Organisationen sind an der Rhonestadt ansässig, wovon acht zum UNO-System gehören. 148 Staaten unterhalten ständige Missionen. Dies macht die Vereinten Nationen zu einem bedeutenden regionalen Wirtschaftsfaktor. Jeder zehnte Arbeitsplatz oder rund 20 000 Arbeitsplätze in Stadt und Kanton Genf hängen von der Präsenz der internationalen Organisationen ab, weitere 14 000 Arbeitsplätze im Privatsektor sind direkt oder indirekt damit verknüpft. Rund 100 000 Delegierte finden sich alljährlich in Genf ein, um an internationalen Konferenzen teilzunehmen. Der regionalen Hotellerie und dem Gewerbe fliessen so jährlich etwa drei Milliarden Franken zu. Selbst wenn die dadurch verursachten Mehrkosten für Sicherheit, Konferenzräumlichkeiten usw. berücksichtigt werden, resultiert ein positiver Saldo.

Quelle: Eidgenössisches Departement für auswärtige Angelegenheiten; Botschaft über die Volksinitiative «Für den Beitritt der Schweiz zur Organisation der Vereinten Nationen (UNO)» vom 4. Dezember 2000.

tionaler Währungsfonds (IMF) und Weltbank. Diese Organisationen gehören zu meist selbst dem UNO-System an oder sind mit ihm auf die eine oder andere Weise verbunden. Zwar ist die Schweiz bereits Mitglied in den meisten dieser Spezialorganisationen. Gewisse grundlegende Entscheidungen und Weichenstellungen werden jedoch im Rahmen der UNO-Generalversammlung, dem «Parlament» der Gesamtorganisation, beziehungsweise des Wirtschafts- und Sozialrats (ECOSOC) getroffen. In beiden Gremien können aber nur Vollmitglieder mitentscheiden. Aufgrund eines formellen Beitritts zur UNO würden der Schweiz jährliche Mehrkosten von schätzungsweise 50 bis 60 Millionen Franken erwachsen, was lediglich etwa 10 bis 15 Prozent dessen entspricht, was die Schweiz bereits heute ohne volle Mitbestimmung in das System der Vereinten Nationen einfließen lässt.

Neutralität wird nicht in Frage gestellt

Die Vereinbarkeit von Neutralität und UNO-Mitgliedschaft ist innenpolitisch zweifellos einer der umstrittensten Aspekte. Dies, obwohl mit guten Gründen argumentiert

werden kann, dass die praktische Relevanz der Neutralität infolge des gewandelten internationalen Umfelds – vor allem in Europa – in den letzten Jahren abgenommen hat. Ein allfälliger UNO-Beitritt würde dieses Instrument der Schweizer Aussenpolitik jedoch sowieso nicht in Frage stellen. Neutrale UNO-Vollmitglieder wie Österreich, Finnland, Schweden und Irland zeigen, dass die Neutralität einer Mitgliedschaft in den Vereinten Nationen nicht im Wege steht. Auch die Wirtschaftssanktionen der UNO sind diesbezüglich unproblematisch, werden sie doch von der Schweiz seit Anfang der Neunzigerjahre vorbehaltlos unterstützt und mitgetragen. Seit dem Golfkrieg von 1991 werden solche Massnahmen integral umgesetzt, da die Sanktionen sonst auch die Schweiz treffen würden. Auch als Vollmitglied der Vereinten Nationen könnte die Schweiz zudem nicht zur Teilnahme an militärischen Aktionen der UNO gezwungen werden. Sie würde nach wie vor selbst entscheiden, ob sie Soldaten für internationale Friedensmissionen zur Verfügung stellen will oder nicht. Strenggenommen kann die Neutralität gemäss heutigem Völkerrecht

gar nicht im Widerspruch zu einer UNO-Mitgliedschaft beziehungsweise zu Akten der UNO stehen; die Vereinten Nationen können als universelles Friedens- und Rechtsetzungsorgan nicht traditionelle Kriegspartei sein. Gegenüber Zwangsmassnahmen der UNO wird deshalb der Neutralitätsstatus nicht angewendet.

Ansehen der Schweiz wird verbessert

Die Wirtschaft hat ein vitales Interesse daran, dass die Schweiz weltweit als engagiertes Mitglied der Staatengemeinschaft angesehen wird. In den letzten Jahren hat das Ansehen der Schweiz im Ausland gelitten. Dies dürfte unter anderem auch darauf zurückzuführen sein, dass für das Abseitsstehen der Schweiz in wichtigen internationalen Gremien immer weniger Verständnis aufgebracht wird. Das negative «Trittbrettfahrer-Image» ist deshalb durch vermehrte, aktive Mitarbeit in internationalen Organisationen und eine glaubwürdigere internationale Solidarität Lügen zu strafen. Auch die Präsenz solcher Organisationen im Land leistet einen wesentlichen Beitrag zur positiven Ausstrahlung der Schweiz. Ein formeller Beitritt dürfte eine Stärkung des internationalen Genf als UNO-Standort bewirken (siehe Box Seite 51). In jüngster Zeit hat sich der Wettbewerb um Niederlassungen der Vereinten Nationen intensiviert. Ein UNO-Beitritt der Schweiz würde diesbezüglich das bisher Erreichte konsolidieren und einen weiteren Ausbau ermöglichen. Der Schritt zum Vollmitglied der Vereinten Nationen hätte eine erhöhte internationale Präsenz und ein gestärktes internationales Netzwerk der schweizerischen Aussen- und Aussenwirtschaftspolitik zur Folge, womit letztlich die Möglichkeiten der eigenen Interessenwahrung verbessert würden. Oder wie es Rudolf Ramsauer, Direktor von *economiesuisse*, formulierte: «Ein Beitritt zur UNO kann der Wirtschaft nur Vorteile bringen, eine Ablehnung der Vorlage kann ihr nur schaden.»

DIE UNO IN ZAHLEN

- Mitgliedstaaten 1945: **51**, 2001: **189**.
- Beschäftigte im Generalsekretariat (2001): **8900**, das sind weniger als die Hälfte der Angestellten der Stadt Zürich.
- Reguläres Budget der UNO (2000; ohne friedenserhaltende Missionen): **1,3 Milliarden Dollar**, also weniger als die Hälfte des Budgets der Stadt Zürich.
- Beitrag der Schweiz an das gesamte UNO-System (2000): **rund 500 Millionen Franken**.
- Geschätzte Zusatzkosten eines Vollbeitritts: **zwischen 50 und 60 Millionen Franken**, rund ein Promille des Bundeshaushalts oder die jährlichen Ausgaben des Bundesamtes für Logistik für Drucksachen (1999).
- Jährliches Auftragsvolumen der UNO in der Schweiz (ohne IMF, Weltbank und Entwicklungsbanken): **etwa 4,5 Milliarden Franken**, womit die Schweiz zu den zehn wichtigsten Lieferanten der UNO gehört.
- Papierausstoss des UNO-Generalsekretariates pro Jahr: **rund 2000 Tonnen**, weniger als für eine einzige Sonntagsausgabe der «New York Times» benötigt wird.

Quelle: Eidgenössisches Departement für auswärtige Angelegenheiten; Botschaft über die Volksinitiative «Für den Beitritt der Schweiz zur Organisation der Vereinten Nationen (UNO)» vom 4. Dezember 2000; UNO.

Manuel Rybach, Telefon 01 334 39 40

manuel.rybach@credit-suisse.ch

Unsere Prognosen zur Konjunktur

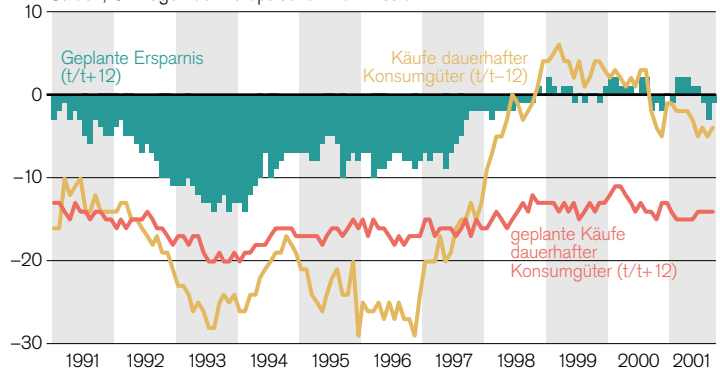
DER AKTUELLE CHART:

Steigende Einkommen fördern Konsum

Die markante Wirtschaftsabschwächung in Euroland ist von den BIP-Zahlen für das dritte Quartal bestätigt worden. Dabei hat die wichtige Wachstumsstütze Konsum in diesem Jahr deutlich nachgegeben: Der Anstieg der Teuerung veranlasste die privaten Haushalte, weniger dauerhafte Konsumgüter zu kaufen. Diese Phase scheint nun abgeschlossen. Der Inflationsrückgang lässt die Realeinkommen steigen und stützt den privaten Verbrauch. Sofern sich die Sparquote nicht erhöht, steht bei steigenden Realeinkommen mehr Geld für den Konsum zur Verfügung. Dies wird durch die Zinssenkung der EZB um 50 Basispunkte gestützt. Auch wenn die Stimmung bei den Verbrauchern zurzeit noch schlecht ist, kann bereits im Frühjahr wieder mit deutlich steigenden privaten Ausgaben gerechnet werden.

EU: Inflation hemmt Konsumlust

Salden, Umfragen der Europäischen Kommission



SCHWEIZER KONJUNKTURDATEN:

Tiefe Inflation erhöht Kaufkraft

Die Konsumentenstimmung hat sich im Oktober aufgrund höherer Arbeitsplatzunsicherheit verschlechtert. Dennoch beurteilen die Verbraucher ihre finanzielle Situation im kommenden Jahr weiterhin zuversichtlich. Auch im September expandierten die Detailhandelsumsätze, was für das dritte Quartal auf ein robustes Konsumwachstum schliessen lässt. Im ersten Semester des nächsten Jahres wird der private Verbrauch dank der Erhöhung der realen Einkommen der Haushalte die wichtigste Wachstumsstütze bleiben. Im Zuge der globalen Konjunkturbeschleunigung in der zweiten Jahreshälfte 2002 werden auch die Exporte wieder anziehen.

| | 6.01 | 7.01 | 8.01 | 09.01 | 10.01 |
|--------------------------------------|------|------|-------|-------|-------|
| Inflation | 1.6 | 1.4 | 1.1 | 0.7 | 0.6 |
| Waren | 0.8 | 0.2 | -0.4 | -1.3 | -1.3 |
| Dienstleistungen | 2.2 | 2.2 | 2.2 | 2.2 | 2.2 |
| Inland | 2 | 2 | 1.9 | 1.9 | 2 |
| Ausland | 0.5 | -0.5 | -1.3 | -2.9 | -3.3 |
| Detailhandelsumsätze (real) | 8.4 | 3.3 | 3.6 | 1.7 | |
| Handelsbilanzsaldo (Mrd. CHF) | 0.47 | 0.9 | -0.28 | 0.43 | 0.41 |
| Güterexporte (Mrd. CHF) | 11.3 | 11.4 | 9.5 | 10.3 | 12.1 |
| Güterimporte (Mrd. CHF) | 10.8 | 11.3 | 9.8 | 9.9 | 11.7 |
| Arbeitslosenquote | 1.6 | 1.7 | 1.7 | 1.7 | 1.9 |
| Deutschschweiz | 1.3 | 1.3 | 1.3 | 1.4 | 1.5 |
| Romandie und Tessin | 2.5 | 2.5 | 2.6 | 2.7 | 2.9 |

BIP-WACHSTUM:

Wachstum beschleunigt sich 2002 zögerlich

Die globale Konjunkturerneuerung ist nach den schlechten Oktober-Daten noch grösser geworden. Das Verbrauchervertrauen und die Stimmung in der Industrie lassen eine weitere Konjunkturabschwächung erwarten. Erste Frühindikatoren deuten aber auf ein Licht am Ende des Tunnels hin. Die US-Wirtschaft wird nach einer kurzen Phase der Rezession schon im Frühjahr wieder konjunkturell aufatmen können. Bis zur Jahresmitte sollte sich ein stabiler Aufwärtstrend einstellen. Im zweiten Semester 2002 gewinnt dann auch die Weltkonjunktur wieder spürbar an Schwung.

| | Durchschnitt 1990/1999 | 2000 | Prognosen 2001 | 2002 |
|-----------------|---------------------------|------|-------------------|------|
| Schweiz | 0.9 | 3.0 | 1.6 | 1.6 |
| Deutschland | 3.0 | 2.9 | 0.7 | 1.0 |
| Frankreich | 1.7 | 3.3 | 2.1 | 2.0 |
| Italien | 1.3 | 2.9 | 1.5 | 2.0 |
| Grossbritannien | 1.9 | 3.0 | 1.9 | 2.2 |
| USA | 3.1 | 4.1 | 1.0 | 1.2 |
| Japan | 1.7 | 1.7 | -0.5 | -0.7 |

INFLATION:

Abgeschwächte Teuerungsgefahr

Angesichts der globalen Wirtschaftsabschwächung und des deutlich gefallen Erdölpreises treten die Teuerungsgefahren vorübergehend in den Hintergrund. Der spürbare Konjunkturschub in der amerikanischen Wirtschaft wird aber spätestens im Herbst 2002 von zyklisch steigenden Preisen begleitet. Zusätzlich könnte die von der amerikanischen Notenbank grosszügig aufgestockte Liquidität die latente Teuerungsgefahr noch verstärken. In Euroland wird der Preisdruck hingegen weniger ausgeprägt sein. Die Schweiz weist weiterhin tiefe Inflationsraten auf.

| | Durchschnitt 1990/1999 | 2000 | Prognosen 2001 | 2002 |
|-----------------|---------------------------|------|-------------------|------|
| Schweiz | 2.3 | 1.6 | 1.0 | 1.1 |
| Deutschland | 2.5 | 2.0 | 2.4 | 1.9 |
| Frankreich | 1.9 | 1.6 | 1.7 | 1.6 |
| Italien | 4.0 | 2.6 | 2.4 | 1.9 |
| Grossbritannien | 3.9 | 2.1 | 2.2 | 2.3 |
| USA | 3.0 | 3.4 | 3.0 | 2.0 |
| Japan | 1.2 | -0.6 | -0.6 | -0.7 |

ARBEITSLOSENQUOTE:

Arbeitsmarkt bleibt weiter angespannt

Die Arbeitsmarktlage hat sich nach den Ereignissen vom September weiter verschlechtert. In den USA stieg die Arbeitslosenquote sprunghaft von 4,9 auf 5,4 Prozent an. Infolge der Restrukturierungsmassnahmen der Unternehmen werden weitere Stellen gestrichen. Namentlich Unternehmen der Luftfahrt mussten im grossen Stil Arbeitsplätze abbauen. Auch in Europa haben sich die Arbeitsmarktaussichten eingetrübt. In der Schweiz steigt die Arbeitslosenrate im nächsten Jahr über die Zweiprozentmarke an. Japan leidet weiterhin unter der schweren Wirtschaftskrise.

| | Durchschnitt 1990/1999 | 2000 | Prognosen 2001 | 2002 |
|-----------------|---------------------------|------|-------------------|------|
| Schweiz | 3.4 | 2.0 | 1.9 | 2.2 |
| Deutschland | 9.5 | 7.7 | 8.3 | 8.0 |
| Frankreich | 11.2 | 9.7 | 9.1 | 8.3 |
| Italien | 10.9 | 10.6 | 10.4 | 10 |
| Grossbritannien | 7.0 | 3.6 | 3.2 | 3.5 |
| USA | 5.7 | 4.0 | 4.8 | 6.0 |
| Japan | 3.1 | 4.7 | 5.3 | 5.7 |

Quelle aller Charts: Credit Suisse Economic Research & Consulting



«Das Brennstoffzellen-Heizgerät von Sulzer Hexis deckt in einem Einfamilienhaus den ganzen Wärmebedarf und erzeugt genug Strom für die Grundversorgung», sagt Jeremy Baker.

Was die Welt in Zukunft antreibt

Der Energiebedarf der Erde wächst ungebremst weiter. Und damit auch die Notwendigkeit, die Umweltbelastungen durch alternative Energiequellen in den Griff zu bekommen.

Jeremy Baker, Credit Suisse Private Banking, Energy & Basic Resources

Der Planet, auf dem wir leben, scheint Jahr für Jahr kleiner zu werden. Die Weltbevölkerung hat sich in den vergangenen vierzig Jahren verdoppelt und wird das in den kommenden vierzig Jahren wahrscheinlich nochmals tun. Weiter zunehmen wird in Zukunft sicher auch die Bedeutung der Energie. Ob es einem gefällt oder nicht, der Energieverbrauch steigt, und es gibt keinerlei Anzeichen, dass er angesichts der wachsenden Weltbevölkerung bald einmal sinken könnte.

In der wirtschaftlichen Entwicklung, die massgeblich unsere Lebensqualität beein-

flusst, spielen fossile Brennstoffe noch immer eine grosse Rolle. Sie decken heute nahezu 85 Prozent des weltweiten Energiebedarfs ab. Die Preise für Öl und Erdgas sind 2001 nach einem kurzzeitigen Hochschnellen wieder auf ihr altes Niveau zurückgekehrt. Die meisten Energieexperten haben diese Entwicklung vorausgesagt. Der Energiebedarf der anspruchsvollen industrialisierten Welt wächst ungebremst weiter und damit auch die Notwendigkeit, die Energieversorgung aufrechtzuerhalten, ohne ihre negativen Auswirkungen auf die Umwelt zu erhöhen.

Zwar hat das Interesse an alternativen Energien durch die Normalisierung der Ölpreise zurzeit etwas nachgelassen, doch wird nach wie vor an der Erschliessung und Verbesserung neuer Quellen gearbeitet. Ihre Rolle muss in Zukunft unweigerlich bedeutender werden.

Alternative Projekte nehmen Form an

Der Begriff «alternative Energien» ist in aller Munde, doch was steckt eigentlich dahinter? Was sind die wirklichen Alternativen? Allgemein besteht der Wunsch, sich von den stark kohlenstoffhaltigen Brenn-

stoffen hin zu weniger stark kohlenstoffhaltigen zu bewegen, wie zum Beispiel Erdgas. Realistisch betrachtet müssen aber zur Deckung des Bedarfs in den industrialisierten Ländern noch eine ganze Reihe von Herausforderungen gemeistert werden. Aber der Trend hin zu Alternativen wird andauern, zumal neue Brennstoffe wie Wasserstoff und erneuerbare Energien zunehmend einsatzfähiger und billiger werden. Daneben werden sicher Solar- und Windenergie eine wichtige Rolle spielen. Unser Leben am stärksten prägen wird aber wahrscheinlich die Brennstoffzellentechnologie.

Brennstoffzellen sind nicht neu. Die erste Brennstoffzelle wurde 1839 von William Grove, einem Professor für experimentelle Philosophie, und Michael Faraday entwickelt. Das Prinzip, das dem Vorgang zugrunde liegt, ist die Spaltung von Wasser in seine Bestandteile Wasserstoff und Sauerstoff durch elektrischen Strom, der von einer Anode (negative Elektrode) an eine Kathode (positive Elektrode) geleitet wird. Bei Brennstoffzellen läuft eine umgekehrte Elektrolyse ab. Grove und Faraday stellten fest, dass bei Abschalten des Elektrolyseapparats der Prozess umgekehrt ablief. Dies war die Grundlage ihrer Erfindung.

Brennstoffzellen sind elektrochemische Geräte, die die Energie eines Brennstoffs direkt in elektrische Energie umwandeln. Ihre Funktionsweise ähnelt der einer Batterie, die ununterbrochen nachgeladen wird, wenn an der Anode Brennstoff und an der Kathode ein Oxidationsmittel wie zum Beispiel Luft zugeführt wird. In einer Brennstoffzelle werden die Moleküle des Brennstoffs und des Oxidationsmittels ohne Verbrennung chemisch miteinander verbunden. Dadurch kommt es, anders als bei konventionellen Verbrennungen, zu keinen Energieverlusten und Verschmutzungen. So einfach sich das Prinzip anhört, mag, die chemische Reaktion ist nicht so leicht in Gang zu setzen.

Entscheidende Vorteile der Brennstoffzelle gegenüber konventionellen Methoden der Stromerzeugung durch Verbrennungs-

motoren sind: höherer Wirkungsgrad, geringere Emissionen, weniger Lärm und Vibration sowie das Fehlen beweglicher Teile, sodass Betriebs- und Wartungskosten reduziert werden.

Brennstoffzellen treiben Autos an

Es gibt heute zahlreiche Unternehmen und Institutionen, die sich mit den zukünftigen Entwicklungsmöglichkeiten von Brennstoffzellen beschäftigen. Die Verwendung konzentriert sich zurzeit vor allem auf den Strommarkt und die Ablösung der heutigen Kraftfahrzeugmotoren.

Durch die fortschreitende Deregulierung des Strommarktes könnten kleine Stromerzeugungsunternehmen entstehen, die ihre lokalen Märkte zuverlässig mit Energie aus Elektrizitätswerken mit Brennstoffzellen versorgen. Dieses Szenario hat aufgrund der Ereignisse der Energiekrise in Kalifornien im vergangenen Jahr noch zusätzlich an Bedeutung gewonnen.

Der Wunsch nach zuverlässigerer Versorgung durch Energiequellen, die näher am Verbrauchsort liegen, hat angesichts unserer zunehmend digitalisierten Wirtschaft sowie der Besorgnis über die Auswirkungen auf die Umwelt deutlich zugenommen. Grösstes Hindernis für den breiten Einsatz alternativer Energiequellen bleiben die Kosten.

Um eine grössere Durchdringung von Energie aus sauberen Brennstoffzellen zu erzeugen, dürfen die Kosten für die Ver-

braucher aber nicht wesentlich höher sein, als wenn sie die Energie über das traditionelle Stromnetz beziehen. Der wirtschaftliche Faktor ist für den Endverbraucher nach wie vor entscheidend.

In den vergangenen Jahren wurde vor allem auch die Entwicklung von Brennstoffzellenfahrzeugen stark vorangetrieben. Durch Kooperationen zwischen Energie-technologieunternehmen und Automobilherstellern wie DaimlerChrysler und Toyota konnten Fahrzeugprototypen vorgestellt werden, die den Vergleich mit konventionellen Benzinmotorfahrzeugen nicht mehr scheuen müssen. Allerdings erweisen sich auch hier noch die Kosten als entscheidender Bremsklotz. Ein Brennstoffzellenmotor, wie er heute in den Fahrzeugprototypen eingesetzt wird, kostet über 30 000 US-Dollar. Dem stehen zirka 3500 US-Dollar für einen konventionellen Verbrennungsmotor gegenüber. Entsprechend ist die Brennstoffzelle in Fahrzeugen zurzeit noch nicht wettbewerbsfähig.

Eines wird aber deutlich: Projekte mit alternativen Energiequellen nehmen immer mehr konkrete Formen an. Es bleibt jedoch eine Frage der Zeit und der Kosten, bis sie einen Einfluss auf unser Leben haben werden. Dennoch dürfen wir nicht vergessen, dass diese Energiequellen vorhanden sind und eine echte Alternative darstellen.



Jeremy Baker, Credit Suisse Private Banking,
Energy & Basic Resources

«Die Brennstoffzellentechnik
wird wahrscheinlich
unser Leben am stärksten prägen.»

Jeremy Baker, Telefon 01 334 56 24

jeremy.baker@cspb.com



Helvetische Hotellerie gerät in Bedrängnis

Die Hotelbranche hat es gegenwärtig schwer. Nachdem die Anschläge in den USA den Tourismussektor zusätzlich stark beeinträchtigt hatten, kommt nun noch der Imageverlust durch die Ereignisse rund um die Swissair hinzu. **André Pantzer, Economic Research & Consulting**

Die Schweizer Hotellerie, einst eines der Paradedepferde der Schweizer Wirtschaft, kämpft schon seit längerem mit schwerwiegenden Problemen. Immerhin konnte sie sich in jüngster Zeit etwas erholen. Während dieser Phase des konjunkturellen Aufschwungs wurden auch erste Lösungswege für die strukturellen Probleme eingeschlagen. Doch bereits in der ersten Hälfte des laufenden Jahres fand die Erholung ein vorläufiges Ende. Der 11. September und die Swissair-Krise stellen eine zusätzliche Belastung dar. Kann die Branche in diesem schwierigen Umfeld überhaupt wieder Fuss fassen?

Unterdurchschnittliche Zimmerauslastungen und die im internationalen Vergleich hohen Betriebskosten stehen für eine Reihe von Schwierigkeiten, die die einst florierende Branche arg in Mitleidenschaft gezogen haben. Diverse Faktoren haben dem Ansehen des Schweizer Tourismus geschadet: Viele kleinere Hotels befinden sich weitab von günstigen Standorten und attraktiven Infrastrukturen. In einem Zeitalter, in dem die Kunden immer unberechenbarer werden, sind zahlreiche Betriebe strukturell zu wenig anpassungsfähig. Eine rasche und flexible Berücksichtigung neuer Nachfragetrends wird

dadurch erschwert, wenn nicht verhindert. Zusammen mit den hohen Arbeitskosten und der geringen Arbeitsproduktivität hat dies schwerwiegende Folgen: Das Preis-Leistungs-Verhältnis kann im internationalen Vergleich nicht mithalten, was sich wiederum entsprechend ungünstig auf die Bettenauslastung und auf die Ertragslage der Hotels niederschlägt. Verschärft wird all dies noch durch die hohe Verschuldung der kapitalintensiven Branche.

Dank zwischenzeitlicher konjunktureller Erholung seit Ende der Neunzigerjahre und ersten Erfolgen bei der Strukturbereinigung konnten die Hotels zwar kurz Luft

«Kleine Hotels sollten die Chance nutzen und sich auf lukrative Nischen konzentrieren», meint André Pantzer, Economic Research & Consulting.

schnappen. Durch die Terroranschläge in den USA ist aber die gesamte Reisebranche arg in Mitleidenschaft gezogen worden. Das Grounding der Swissair schliesslich hat dem für die Tourismusbranche so wichtigen nationalen Image Schaden zugefügt. Ein Rückschlag für die Branche, denn die Imageaufbesserung war ein integraler Bestandteil der einigermaßen erfolgreich angelaufenen Strukturaufbesserung.

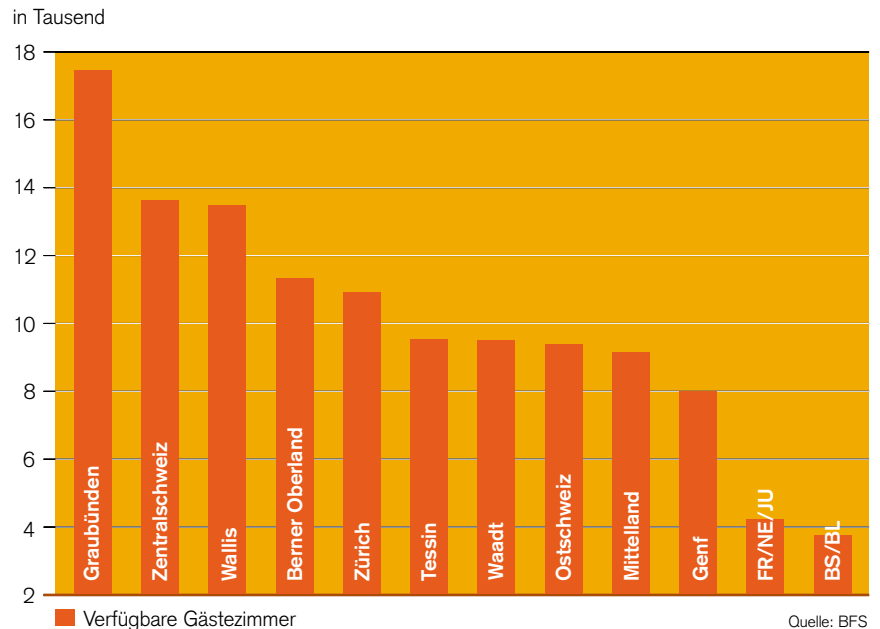
Um der Branche wieder die nötige Dynamik zu verleihen, muss die Bettenauslastung optimiert, also eine höhere Nachfrage generiert werden. Andererseits müssen die Hotels zu strafferen Kostenstrukturen finden.

Die Ansprüche der Gäste steigen

In den prädestinierten Tourismusregionen lässt sich die Bettenauslastung durch massgeschneiderte Angebote für die Gäste steigern. Die Leute verfügen wieder über höhere Einkommen und entsprechend sind auch die Ansprüche gestiegen. Die Vielfalt der Bedürfnisse der Nachfrage ist unverändert hoch geblieben. Verlangt werden unterschiedliche Sport- und Unterhaltungsmöglichkeiten. Zudem ist das Tourismusgeschäft vermehrt internationaler Konkurrenz ausgesetzt. Auf diese Veränderungen muss reagiert werden, indem etwa in den Ausbau der Angebotsvielfalt und in neue, innovative Infrastrukturen gezielt investiert wird. Gerade kleinere Hotels sind aber meist nur beschränkt oder gar nicht in der Lage, sich auf solche Investitionen einzulassen. Eine verstärkte Zusammenarbeit unter den Hotels oder gar Zusammenschlüsse scheinen deshalb sinnvoll. Auch mit Anbietern von Unterhaltungs- und Sportmöglichkeiten müssen enge Verbindungen geschaffen werden. Durch vertikale Kooperationen lassen sich verschiedene Leistungen vorteilhaft kombinieren. Ein Beispiel ist die Koordi-

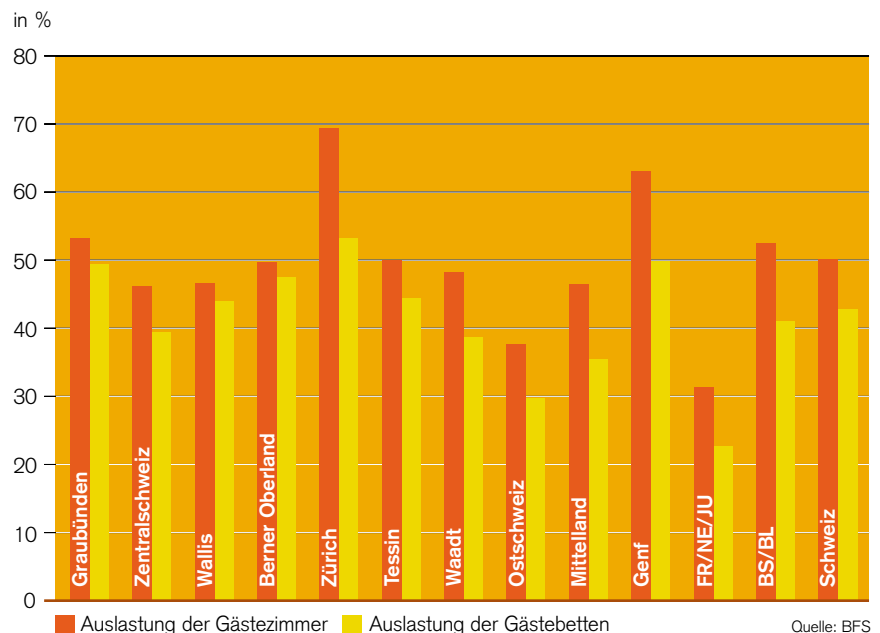
Der Berg ruft – die Betten sind gemacht

Der Kanton Graubünden stellt mit über 17 000 Zimmern die grösste Tourismusregion dar, gefolgt von der Zentralschweiz und dem Wallis.



Die Zimmerauslastung ist zu niedrig

Gesamt-schweizerisch liegt die Auslastung der Zimmer für das Jahr 2000 bei rund 50 Prozent. Bei den Betten beträgt diese gut 42 Prozent. Besonders beunruhigend ist die Situation in Hotels abseits von grossen Ballungszentren und bekannten Tourismusregionen: Sie können weder auf Geschäftstouristen noch auf gewinnbringende Urlauber zählen. Grössere Städte und Regionen mit einer gut ausgebauten Infrastruktur sind wesentlich besser ausgelastet.



TOURISMUSBRANCHE ERLEIDET HOHE FINANZIELLE EINBUSSEN

Der Tourismus zählt zu den Branchen, die von den Attentaten in den USA und den Geschehnissen rund um die Swissair stark beeinträchtigt werden.

So hatten die Anschläge ein Flugverbot von und nach den USA zur Folge. Die Swissair-Krise hat den Luftweg zusätzlich behindert und dem Image der Schweiz geschadet. Die in Gang gekommene neue Airline wird nicht verhindern können, dass die Tourismuszahlen weiter abnehmen. Je nach Annahmen treffen die Verluste die Branche jedenfalls deutlich. Im Vergleich zum Jahr 2000 muss für 2002 mit sechs bis sieben Prozent weniger ausländischen Touristen gerechnet werden. Das hat schwerwiegende Konsequenzen für die Hotellerie, aber auch für andere touristische Dienstleister wie Bergbahnen, Teile des Detailhandels und Reisebüros.

Unter Einschluss von Übernachtungen, Verpflegung und Nebenkosten resultieren daraus massive Mindereinnahmen. Je nach Schätzung liegen diese schnell einmal in der Grössenordnung von bis zu einer Milliarde Franken.

nation der Leistungen von Sportgeschäften, Hotels und Bergbahnen durch Rabatte oder Kombiabonnements.

Kooperationen bringen Vorteile

Die durch Kooperationen gewonnenen Vorteile schlagen sich auch günstig auf die Kostenstrukturen nieder. Zwar hängen diese zu einem wesentlichen Teil vom Lohnniveau ab. Die Lohnkosten sind allerdings – wider allgemeine Erwartungen – nicht einmal unbedingt das primäre Problem. Vielmehr wirkt sich die unterdurchschnittliche Arbeitsproduktivität der vielfach kleinen Betriebe ungünstig auf die Kostenstruktur aus. Durch die Festlegung eines einheitlichen Unternehmenskonzeptes, welches gemeinsame Aufgaben und Ziele unter einem Dach und einem Management vereint, lassen sich bessere Strukturen schaffen und die Produktivität steigern. Die Auslagerung von Leistungen, die nicht zum eigentlichen Kerngeschäft gehören, bietet ebenfalls Möglichkeiten zur Kostensenkung. Diese können oft durch andere Anbieter günstiger und effizienter erbracht werden.

Vor dem Hintergrund differenzierter Kundenwünsche gewinnt die Nischenpolitik zusehends an Bedeutung. Gerade Segmente wie Wellness- oder Gesundheitstourismus haben in den letzten Jahren deutlich zugelegt. Bereits haben sich verschiedene Anbieter erfolgreich in diese

Richtung spezialisiert. Auch der Familientourismus ist ein durchaus lukratives Segment. Familien ziehen aus Kostengründen oft jedoch eine Ferienwohnung dem Hotel vor. Da ein Grossteil der Gäste in der Schweiz aus Familien besteht, die überdurchschnittlich lange verweilen, muss dieses Segment vermehrt in die Unternehmensstrategie mit einbezogen werden. Auch kurzfristige Modetrends müssen

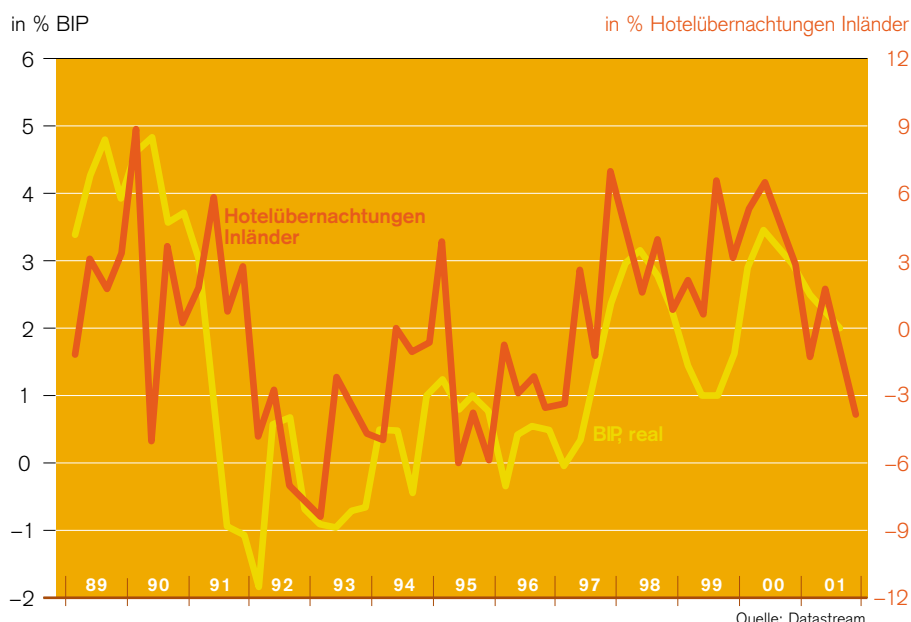
stärker berücksichtigt werden. Der Boom zahlreicher Erlebnis- und Abenteuersportarten ist zwar in der Regel äusserst kurzlebig. Diese stellen für den Tourismus aber wichtige Einnahmequellen dar und bieten jeweils auch der Hotellerie wichtige Geschäftsmöglichkeiten. Dies gilt aber nur, wenn der Betrieb flexibel genug ist, um solche Kunden anzuziehen.

Auch wenn die Hotellerie ihre Hausaufgaben macht: Die Ereignisse seit dem 11. September werden ihre Spuren hinterlassen. Die Erträge werden vielerorts leiden, weitere Hotels verschwinden. Dies gilt insbesondere für Anbieter in abgelegeneren Gebieten und solche, welche nicht über eine eigene, gut ausgebaute Infrastruktur verfügen. Auf der anderen Seite dürfte in den bekannten Ferienorten der absehbare Nachfrageeinbruch erst recht Revitalisierungsmassnahmen hervorrufen. Einige Anbieter werden sich zusammenschliessen, andere werden sich vermehrt auf lukrative Nischen ausrichten.

André Pantzer, Telefon 01 333 72 68
andre.pantzer@credit-suisse.ch

Hängt Hotellerie am Tropf der Gesamtwirtschaft?

Die Entwicklung der Logiernächte reagiert empfindlich auf konjunkturelle Schwankungen. Die Gründe für die unterdurchschnittliche Rentabilität zahlreicher Hotels ist jedoch nicht nur von der Auslastung abhängig und damit nicht zwingend nur konjunkturell bedingt. Vielmehr spielen die Strukturen eine wichtige Rolle.

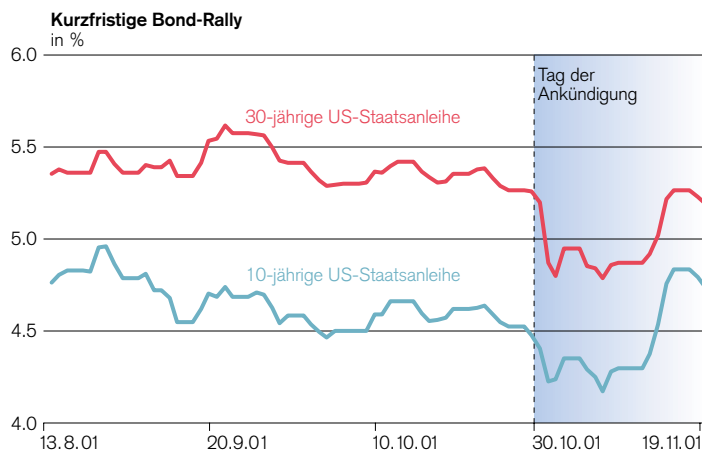


Unsere Prognosen zu den Finanzmärkten

DER AKTUELLE ZINSEN-CHART:

Bye, Bye, Long Bond

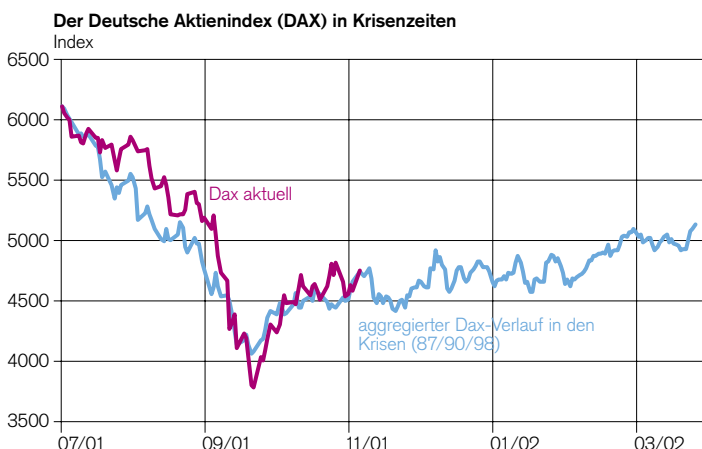
Ende Oktober sorgte die Ankündigung des US-Finanzministeriums, die Emission 30-jähriger Staatsanleihen einzustellen, für ein regelrechtes Kursfeuerwerk am langen Ende. Der 30-jährige Bond ist vor allem im Hypothekengeschäft zentral, wo er als Referenzanleihe für die Preisstellung genutzt wird. Im Rahmen der Haushaltskonsolidierung will das US-Schatzamt seine Verschuldungsstrategie ändern und vermehrt kurzfristige Verpflichtungen eingehen. Mit der Ankündigung, zu diesem Zweck auch die gezielten Rückkäufe amerikanischer Staatsanleihen fortzuführen, setzte eine ausgeprägte Nachfrageflut nach US-Langläufern ein. Auch die Rentenmärkte in Europa konnten sich dem nicht entziehen. Selbst die selten gehandelte deutsche 30-jährige Staatsanleihe profitierte von der künstlichen Angebotsverknappung.



DER AKTUELLE AKTIEN-CHART:

Aktienentwicklung in Krisenzeiten

Am Beispiel des deutschen Aktienindex DAX lässt sich zeigen, dass die Aktienkurse auf Krisen nicht mit dauerhaften Preisabschlägen reagieren. Die Entwicklung des DAX in Krisenzeiten (Crash von 1987, Golfkrise von 1990/91, LTCM-Crash von 1998), zeigt jeweils einen deutlichen, aber zeitlich beschränkten Kursabschlag, der mit einem erheblichen Volatilitätsschub verbunden ist. Nach einem zwischenzeitlichen Tiefpunkt setzt jeweils die technische Erholung ein, auf die eine länger andauernde Bodenbildungsphase folgt. Der letzte Kursanstieg deutet jedoch auf eine bessere konjunkturelle Verfassung für 2002 hin. Allerdings wird die realwirtschaftliche Eintrübung seit September ihre Spuren hinterlassen. Aus diesem Grund dürfte an den europäischen Börsen angesichts der hohen Volatilität in den nächsten Wochen eine Stabilisierungsphase einsetzen, die mit begrenzten Rückschlägen einhergeht.



GELDMARKT:

Zinssenkungspotenzial ist fast ausgeschöpft

Der anhaltende weltwirtschaftliche Abschwung hat die Notenbanken im November nochmals zu einer deutlichen Lockerung der geldpolitischen Zügel gezwungen. Die geld- und fiskalpolitischen Stimuli sollten ausreichen, um der US-Wirtschaft 2002 neuen Schwung zu verleihen. In den USA und Euroland sind keine weiteren Zinssenkungen zu erwarten. Einzig die SNB dürfte die Zinsen erneut senken.

| | Ende 00 | 23.11.01 | Prognosen 3 Mte. | 12 Mte. |
|-----------------|---------|----------|---------------------|---------|
| Schweiz | 3.37 | 2.10 | 1.7–1.8 | 2.3–2.5 |
| USA | 6.40 | 2.16 | 2.0–2.1 | 3.0–3.2 |
| EU-12 | 4.85 | 3.37 | 3.3–3.4 | 4.0–4.1 |
| Grossbritannien | 5.90 | 3.94 | 4.0–4.1 | 4.5–4.6 |
| Japan | 0.55 | 0.08 | 0.0–0.1 | 0.0–0.1 |

OBLIGATIONENMARKT:

2002 ziehen die Renditen an

Den Renditetiefpunkt haben die US- und die Euro-Staatsanleihen hinter sich gelassen. Freundlichere Konjunkturaussichten für 2002 schlagen sich nun auch an den Rentenmärkten nieder. Ökonomische und politische Unsicherheiten werden das Interesse an den Staatstiteln aber kurzfristig aufrecht erhalten. Mit der US-Konjunkturbeschleunigung im Frühjahr steigen die Renditen weiter.

| | Ende 00 | 23.11.01 | Prognosen 3 Mte. | 12 Mte. |
|-----------------|---------|----------|---------------------|---------|
| Schweiz | 3.47 | 3.12 | 2.6–2.7 | 3.1–3.2 |
| USA | 5.11 | 5.00 | 4.8–4.9 | 5.5–5.6 |
| Deutschland | 4.85 | 4.60 | 4.6–4.7 | 5.0–5.1 |
| Grossbritannien | 4.88 | 4.70 | 4.7–4.8 | 5.1–5.2 |
| Japan | 1.63 | 1.36 | 1.3–1.4 | 1.5–1.6 |

WECHSELKURSE:

Starker US-Dollar

Mit den Erfolgen der Nordallianz in Afghanistan ist die Zuversicht an die internationalen Finanzmärkte zurückgekehrt. Der Markt reflektiert bereits die erwarteten positiven Impulse der geld- und fiskalpolitischen Stimulierung in den USA. So hat sich der Dollar gegenüber den Hauptwährungen aufgewertet. Angesichts der anziehenden US-Konjunkturdynamik dürfte er auch 2002 fest bleiben.

| | Ende 00 | 23.11.01 | Prognosen 3 Mte. | 12 Mte. |
|----------|---------|----------|---------------------|-----------|
| CHF/USD | 1.61 | 1.67 | 1.64–1.65 | 1.69–1.75 |
| CHF/EUR* | 1.52 | 1.46 | 1.46–1.48 | 1.47–1.49 |
| CHF/GBP | 2.41 | 2.35 | 2.35–2.39 | 2.33–2.37 |
| CHF/JPY | 1.41 | 1.34 | 1.35–1.37 | 1.30–1.37 |

*Umrechnungskurse: DEM/EUR 1.956; FRF/EUR 6.560; ITL/EUR 1936

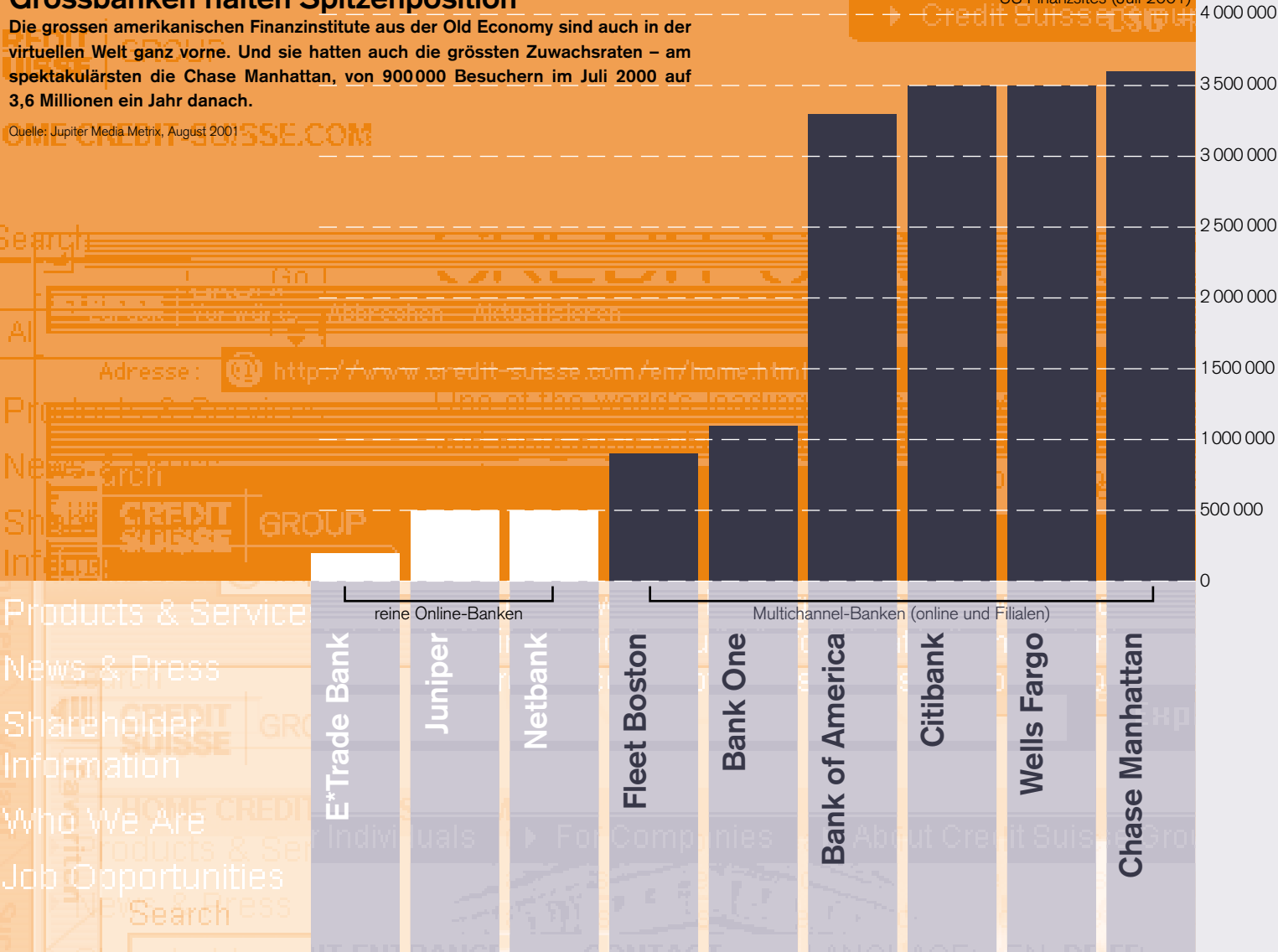
Quelle aller Charts: Credit Suisse Economic Research & Consulting

Grossbanken halten Spitzenposition

Die grossen amerikanischen Finanzinstitute aus der Old Economy sind auch in der virtuellen Welt ganz vorne. Und sie hatten auch die grössten Zuwachsraten – am spektakulärsten die Chase Manhattan, von 900 000 Besuchern im Juli 2000 auf 3,6 Millionen ein Jahr danach.

Quelle: Jupiter Media Metrix, August 2001

Anzahl Online-User auf den
US Finanzsites (Juli 2001)



Im Netz schlägt die Stunde der Grossen

Amazon und Dell zum Trotz: Auch in der New Economy geben vor allem die grossen Marken aus der alten Welt den Ton an.

Andreas Thomann, Redaktion Bulletin Online

Sogar Bill Gates hatte sich geirrt. Mitten in der Internet-Euphorie heizte er den traditionellen Finanzdienstleistern mächtig ein mit der Prognose, dass an ihre Stelle schon bald Quereinsteiger aus der IT und anderen Branchen treten könnten. Nun, an der Schwelle zum Jahr 2002, ist der grosse Einfall der Newcomer in die Finanzindustrie ausgeblieben. Und auch Bill Gates' Microsoft verkauft nach wie vor Software – und keine Hypotheken.

Doch auch innerhalb der Finanzbranche mussten die Euphoriker inzwischen den nüchternen Rechnern Platz machen. E-Business-Projekte werden heute ungleich kritischer durchleuchtet, bevor die Investitionsgelder fließen. Am deutlichsten zeigt sich die Ernüchterung im E-Brokerage, wo das ungünstige Börsenumfeld die Umsätze stark einbrechen liess. So wird in Deutschland der Branchenpionier Consors bis Ende Jahr insgesamt 360 Stellen streichen. Doch auch die Hauptkonkurrenten Comdirect und die Direkt Anlage Bank (DAB) schreiben tiefrote Zahlen. In der Schweiz sorgten vor allem die Privatbanken Vontobel und Julius Bär für Aufsehen, als sie ihre bereits weit fortgeschrittenen Projekte im Online-Brokerage stoppten und dabei hohe Verluste in Kauf nahmen. Und im vergangenen April stellte die Credit Suisse ihre europäische Handelsplattform ein, die sie ein halbes Jahr zuvor lanciert hatte.

Vorbei die Zeiten, als im E-Business die alten betriebswirtschaftlichen Regeln ausgehebelt schienen. «Mittlerweile verlangen Investoren auch von den Unternehmen aus der New Economy, dass sie möglichst rasch in die Gewinnzone kommen», meint Robert Mutschler von Forrester Research. Die Aussichten schätzt der Marktforscher dennoch nicht düster ein: «Viele der neuen Online-Angebote haben sich längst etabliert, und zwar weil sie dem Kunden einen handfesten Mehrwert bieten. Dazu gehört bestimmt auch das E-Banking.»



Silvan Wyss, Credit Suisse, e-Solutions

«Die intelligente Verknüpfung der Vertriebskanäle hat bei uns Priorität.»

Wie weiter im E-Business? – so lautet die Frage der Stunde. Im Moment zeichnen sich drei Tendenzen ab:

1. Das E-Business lebt

Viele Indikatoren sprechen dafür, dass die Internet-Revolution erst begonnen hat: Nach Schätzungen des Instituts «eMarketer» gibt es gegenwärtig etwa 307 Millionen Männer und Frauen über 14, die weltweit das Internet aktiv nutzen. Bis ins Jahr 2004 soll sich diese Zahl mehr als verdoppeln (siehe Grafik Seite 60). Das bleibt nicht ohne Auswirkungen auf den E-Commerce. Allein in den USA, so schätzt eMarketer, kauften Konsumenten im laufenden Jahr für insgesamt 54 Milliarden Dollar Waren im Internet – das sind 16 Milliarden mehr als im letzten Jahr. Das grosse Geschäft erwartet das Forschungsinstitut jedoch im Bereich Business-to-Business (B2B): Bis ins Jahr 2004 sollen Firmen weltweit für 2,8 Billionen Dollar Waren via Internet untereinander handeln (siehe Grafik Seite 62).

Dass auch den Schweizer Unternehmen die Lust auf E-Business nicht komplett vergangen ist, belegt die Studie «Netzreport», die auf einer im letzten Sommer durchgeführten Umfrage bei 3859 Firmen basiert. Insgesamt sechs bis sieben Milliarden Franken hat demnach die Schweizer Wirtschaft im Jahr 2001 im Bereich E-Business investiert. Für das nächste Jahr sei die Tendenz sogar leicht steigend. Eine Blitzumfrage der Handelszeitung bei einigen Schweizer Grossunternehmen, durchgeführt nach den Attacken auf das World Trade Center, kommt auf ein ähnliches Ergebnis. Ausser der Post und den Medienkonzernen planen die Firmen für 2002 ähnlich hohe oder leicht

höhere Investitionen in ihre E-Business-Projekte.

2. Online-Firmen suchen Verankerung

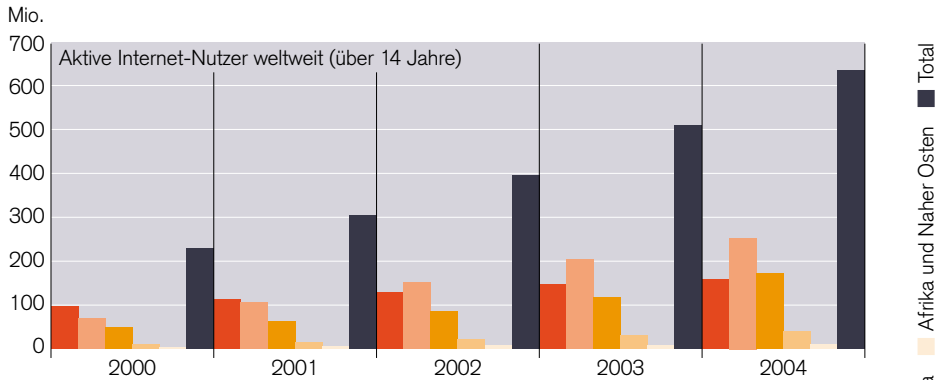
Amazon und Dell sind die Paradedepferde der Internet-Revolution, denn sie haben sich ohne physische Präsenz einen beachtlichen Marktanteil erkämpft. Doch Amazon und Dell sind die Ausnahme. Fast in sämtlichen Branchen haben sich die etablierten Marken aus der Old Economy an die Spitze emporgearbeitet. Etwa in der Schweizer Online-Medien-Landschaft, wo in der Rangliste der fünf beliebtesten Portale nur altbekannte Namen auftauchen: blick.ch (1), nzz.ch (2), cnn.com (3), tages-anzeiger.ch (4) und 20min.ch (5). Der ausschliesslich im Internet operierende Finanznachrichtendienst Moneycab schaffte es nicht einmal unter die ersten 15. Dasselbe Bild in der Finanzbranche: Gemäss dem Marktforscher Jupiter Media Metrix steuerten im vergangenen Juli 13,4 Millionen Surfer (Unique Visitors) die Webseiten von amerikanischen Multichannel-Banken an, Banken also, die auch physische Filialen führen. Ein Jahr zuvor waren es noch 6,4 Millionen User. In der gleichen Zeit fiel der Internet-Zustrom auf reine Online-Banken um 8,1 Prozent auf 1,1 Millionen User.

Der Erfolg liegt in der Kombination von Bricks und Clicks – von traditionellen, aus «Backsteinen» (Bricks) bestehenden Vertriebskanälen und internetbasierten Aktivitäten (Clicks). Das hat auch der amerikanische Online-Broker Charles Schwab relativ rasch gemerkt. Gestartet als reines Click-Unternehmen, führt die Firma mittlerweile über vierhundert Geschäftsstellen. Gerade im Banking hatten reine Dotcom-Firmen Mühe, sich das Vertrauen

Mehr als doppelt so viele Surfer bis 2004

Gegenwärtig nutzen weltweit 306 Millionen Männer und Frauen über 14 das Internet. Im Jahr 2004 werden es gemäss eMarketer bereits 640 Millionen sein.

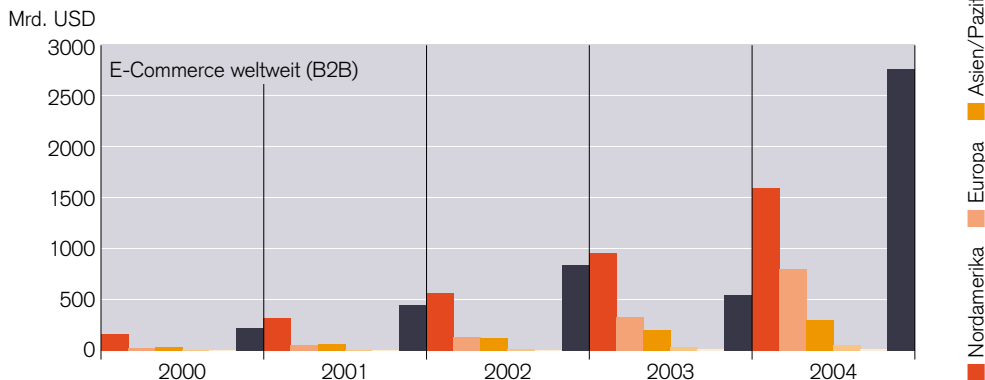
Quelle: eMarketer, August 2001, www.emarketer.com



Nordamerika hält Vorsprung im B2B

Bis ins Jahr 2004 werden Firmen weltweit für 2,8 Billionen Dollar Waren via Internet untereinander handeln. Mit 1,6 Billionen Dollar liegt Nordamerika an der Spitze.

Quelle: eMarketer, Juli 2001, www.emarketer.com

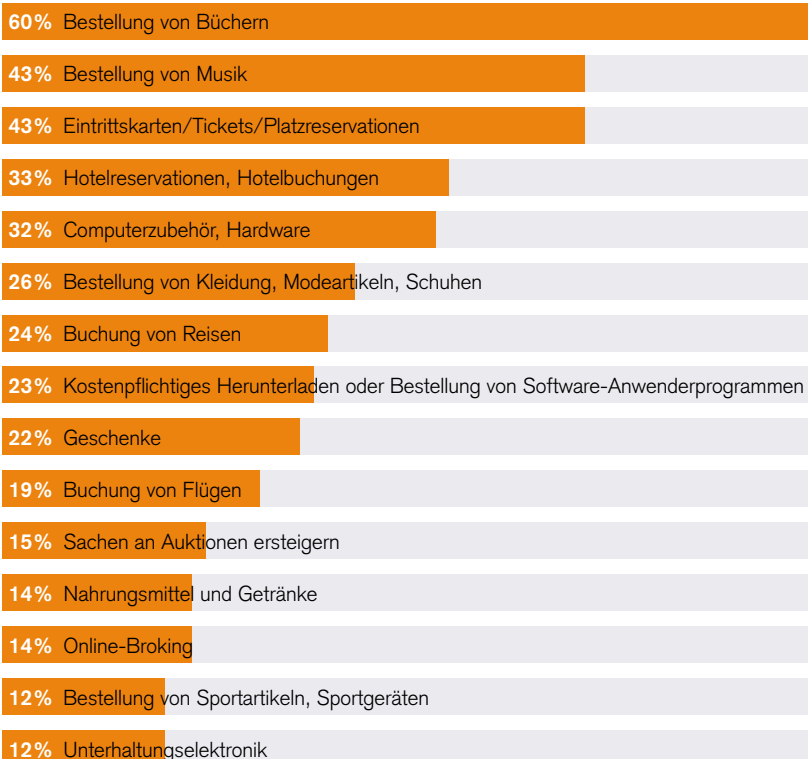


Bücher sind der Netzrenner

Wer sagt denn, das Internet verdränge das gute alte Buch. Ausgerechnet Gutenbergs Erfindung ist der Verkaufsschlager im neuen Medium.

Quelle: WEMF, Oktober 2001

Online-Käufe in der Schweiz (Anteil der Käufer an der Gesamtheit der Internet User)



ihrer Kunden zu erwerben. Ohne Vertrauen ist bei Bankkunden aber wenig auszurichten. Kommt hinzu, dass sich der Online-Kanal bisher nur für Standardprodukte bewährt hat. «Bevor der Kunde eine Lebensversicherung abschliesst, will er sich meist noch von einem realen Menschen beraten lassen», so die Erfahrung von Robert Mutschler.

Die Credit Suisse hat von Anfang an auf die Multichannel-Philosophie gesetzt. Allerdings stehen die vielen neuen Portale und Websites heute eher in einem losen Verbund – sowohl untereinander als auch mit den traditionellen Kanälen. «Die intelligente Verknüpfung dieser Kanäle hat bei uns Priorität», meint Silvan Wyss, ab 2002 zuständig für Strategien und Synergien im neu geschaffenen Departement e-Solutions. Eine Schlüsselrolle übernehmen dabei die Kundenberater. «Sie müssen ihren Kunden vermehrt die Möglichkeiten des Internets erklären, sei dies nun eine Fonds-Preisliste, Branchen-Informationen oder ein Dauerauftrag.» Denn anders als die Pioniere der ersten Internetgeneration, die ein neues Angebot im Netz selbst aufstöberten, braucht die kommende Generation einen Anstoss von aussen. Silvan Wyss illustriert es mit einer Zahl: «Heute laufen 90 Prozent der neuen Abschlüsse im Direct Net, unserem Internet Banking, über die Kundenberater.»

3. Die Zeit der Experimente ist vorbei

In der Vergangenheit galt bei E-Business-Projekten vor allem eine Devise: als Erster am Markt sein. Das Innovationsrad drehte sich entsprechend schnell – schnell genug, um mit den Produkten Direct Net (E-Banking), youtrade (Online-Brokerage) und yourhome (Wohneigentums-Portal) jeweils der Konkurrenz eine Nasenlänge voraus zu sein. «Das hohe Tempo», bilanziert Silvan Wyss, «hat sich ausbezahlt.» Sogar im kurzzeitig stark gebeutelten Online-Brokerage: «Hätten wir youtrade nicht als erste auf den Markt gebracht,

besässen wir heute auch nicht den grössten Marktanteil. Ganz abgesehen von den 30 bis 50 Prozent Neukunden, die bei youtrade einen Vertrag abgeschlossen haben.»

Der Drang nach immer neueren Angeboten hat sich inzwischen etwas gelegt, die Experimentierlust ist gesunken. Konsolidieren, Koordinieren und Kombinieren der Angebote ist angesagt: «Wir haben heute für den einzelnen Besucher zu viele Informationen und Seiten auf dem Web. Da müssen wir Ordnung schaffen», so Silvan Wyss. «Der Kunde soll auf eine Webseite kommen, wo er rasch findet, was er sucht.» Das Motto «weniger ist mehr» gilt auch im Bereich der Web-Allianzen. Die breit konzipierten Marktplätze wie yourhome, auf denen neben der Credit Suisse auch eine Reihe von Partnern ihre Dienste anbieten – Architekten, Zügelunternehmen, Makler – sind interessante Modelle, welche die Möglichkeiten des Internets geschickt ausnützen. Ob man auch im heutigen Umfeld noch ein solches Projekt lan-

cieren würde, ist jedoch fraglich. «Der Fokus liegt wieder stärker auf den eigenen Kernkompetenzen», meint Silvan Wyss, was jedoch Allianz-Modelle nicht prinzipiell ausschliesse. «Allianzen sind dort sinnvoll, wo dem Kunden neue, wertschöpfende Angebote offeriert werden.»

Von manchen Anpassungen wird der Kunde gar nichts erfahren, etwa im Bereich der Infrastruktur. Silvan Wyss nennt ein Beispiel: «Im Moment läuft ein Projekt, das sämtliche E-Commerce-Angebote auf einer gemeinsamen IT-Plattform zusammenbringt.» Diese «stille Revolution» hat nebst der Credit Suisse auch andere Grossunternehmen erfasst, wie eine Studie der Consulting-Firma «Accenture» belegt. Internetbasierte Technologien, so die Studie, würden seit einiger Zeit eher unspektakulär in immer mehr Geschäftsabläufe integriert, und zwar sowohl innerhalb der internen Prozesse als auch im B2B. Nach dem Vertrieb und Marketing sind nun die Bereiche Beschaffung, Logistik und Human Resources an der Reihe. «E-

Commerce dient in diesem Fall der operationellen Effizienzsteigerung und Kostensenkung.» Die Entwicklung werde noch an Dynamik gewinnen.

Warten auf die nächste Welle

Mögen die spektakulären Start-ups im E-Business vorerst ausbleiben, die nächste Technologie-Welle kommt bestimmt. Die Schlagwörter sind bereits griffbereit, ob Mobile Commerce, Television Commerce oder Silent Commerce – letzteres umschreibt die Kommunikation und den Handel ganz ohne Menschen. Wie immer wird nur ein Bruchteil der Innovationen auch einen Markt finden. «Doch wo sie auf ein reales Bedürfnis treffen, stehen die Chancen gut», sagt Robert Mutschler, der sich schon lange einen Service zum Herunterladen von DVD-Filmen wünscht, «besonders an Sonntagen, wo bei uns in Deutschland die Videotheken geschlossen sind.» Etwas schnellere Datennetze sollten reichen, bis auch dieses Geschäftsmodell einen Geldgeber findet.

Stark in Wirtschaft.

Jeden Monat aktuelle Fakten, Recherchen und Berichte.



Das Magazin für Wirtschaftspolitik

Die Volkswirtschaft

Wirtschaft interessiert mich!

- ☐ Gerne profitiere ich vom Angebot, «Die Volkswirtschaft» 3× für nur CHF 30.– im Briefkasten zu haben.
- ☐ Ich bestelle gleich ein Jahresabo und erhalte «Die Volkswirtschaft» 12× im Jahr für CHF 149.– (Ausland 169.–, Studierende 69.–).

Name

Vorname

Firma

Strasse

PLZ/Ort

Telefon

Fax

Post Leserservice, Die Volkswirtschaft, Postfach 2362, 9001 St.Gallen **Fax** 071 272 73 84 **E-Mail** dievolkswirtschaftabo@zollikofer.ch

Mit der eigenen Firma glänzend abschneiden.

Und was ist Ihr Ziel?

Möchten Sie Ihre unternehmerische Leistungsfähigkeit markant steigern? Dann scheuen Sie keinen Vergleich. Bewerben Sie sich jetzt für den **ESPRIX AWARD 2003**, der Herausforderung für Firmen jeder Grösse und Ausrichtung. Wer mitmacht, gewinnt. Wenn nicht den **ESPRIX AWARD 2003**, dann mit Sicherheit wesentliche Impulse für eine Erhöhung der Wettbewerbsstärke Ihres Unternehmens. CREDIT SUISSE unterstützt ESPRIX als Hauptsponsor, damit Sie Ihre Ziele verwirklichen können.

Bewerben Sie sich bis Ende April 2002 für den **ESPRIX AWARD 2003**.

Telefon 01 281 00 13 / Fax 01 281 00 16 / www.esprix.ch / info@esprix.ch



CREDIT SUISSE mit WINTERTHUR, ein starkes Bank- und Versicherungsteam.



ESPRIX
SCHWEIZER QUALITÄTSPREIS
FÜR BUSINESS EXCELLENCE

Der **ESPRIX AWARD 2003** interessiert uns.

☐ ESPRIX Kategorie KMU

(Unternehmen mit bis zu 250 Mitarbeitern)

☐ ESPRIX Kategorie Grossunternehmen

(mit mehr als 250 Mitarbeitern)

Bitte senden Sie uns detaillierte Unterlagen.

Name _____

Vorname _____

Firma _____

Strasse, Nr. _____

PLZ/Ort _____

Telefon _____

BULL

An: ESPRIX, BUMF, Postfach 100, 8070 Zürich.

Wer sich unter www.credit-suisse.ch/bulletin einklickt, kriegt eine bunte Auswahl an News, Fakten, Analysen und Interviews zu Wirtschaft, Gesellschaft, Kultur und Sport.

Topverdiener: Die Stars heben ab

Die kriselnde Konjunktur hat die Sportarenen noch nicht erfasst. Regelmässig jagen sich die Zahlen von neuen Rekordsalären der Fussball-, Golf- oder Formel-1-Stars. Doch auch die Gehälter und Boni der Topmanager sind in den Neunzigerjahren förmlich explodiert. Bulletin Online liefert Zahlen und befragt Experten zur Kluft zwischen Reich und Arm.



Bestbezahlter Sportler: Formel-1-Pilot Michael Schumacher

Global Compact: Multis tun Gutes

Ein norwegisches Energieunternehmen stiftet für einen Flüchtlingsfonds, ein deutscher Pharmakonzern arbeitet mit der Weltgesundheitsorganisation WHO zusammen, ein Schweizer Finanzdienstleister fördert die nachhaltige Umweltnutzung: «Global Compact», die vor zwei Jahren von Kofi Annan lancierte Initiative zur besseren Kooperation zwischen der UNO und der Privatwirtschaft, trägt erste Früchte. Bulletin Online liefert Hintergründe.

Ausserdem im Bulletin Online:

- **Aktiensplit:** Ein neues Gesetz erlaubt es den Schweizer Unternehmen, ihre Aktienkurse dank Splits auf international übliche Werte zu vermindern. Folgt nun eine Split-Welle?
- **Sports Awards:** Die Sportlerin und der Sportler des Jahres 2001 sind gekürt. Bulletin Online liefert ein Interview mit den Gewinnern.
- **Formel 1:** Die Sauber-Piloten Nick Heidfeld und Felipe Massa sprechen über ihre sportlichen Ziele.



SCHICKSALSSCHLAG UND SCHWEINEBRATEN

Das arme Kind! Ich sehe es genau vor mir: Todkrank liegt es im Spital, Überlebenschance praktisch gleich Null. Ich habe eine E-Mail erhalten, die das Schicksal des kleinen Mädchens schildert. Es würgt mir das Herz ab. Aber ich kann helfen, wenn ich diese Mail an alle, die ich kenne, weiterleite. Denn so steht geschrieben: Für jede versandte Mail spendet eine wohltätige Organisation drei Cents für die Heilung. Viele Mails müssen verschickt werden, um das hehre Ziel zu erreichen. Aber stand nicht im ersten Abschnitt des Briefes, das Mädchen sei unheilbar krank und hätte nur noch sechs Monate zu leben? Egal, wer wird denn schon so pingelig sein, wenn ein Menschenleben gerettet werden kann. Wenn ich diese Mail nicht weiterleite, wird mich bald ein Schicksalsschlag für meine Hartherzigkeit bestrafen. Was tun? Weiterleiten oder entsorgen? Die Entscheidung fällt leicht, der Tränen-drücker-Brief landet im Cyber-Abfall, Abteilung Sondermüll. Ich gebe zu: Zwei- oder dreimal in meinem Leben habe auch ich einen Kettenbrief weiterverschickt. Zu meiner Entlastung kann ich anführen, dass ich damals noch in die Primarschule ging. Dann sind Kettenbriefe aus meinem Leben verschwunden. Aber seit ich E-Mail habe, nimmt das Unheil erneut seinen Lauf. Alle paar Wochen ein neuer Aufruf, zur «Solidarität mit Brian», gegen die «Unterdrückung afghanischer Frauen durch das Taliban-Regime». Alle, die mir solche Post schicken, weisen darauf hin, dass sie normalerweise keine Kettenbriefe weiterleiten. Nur dieses eine Mal. Bis einige Zeit später der nächste kommt. Menschen, die ich bis anhin für rational denkende Wesen hielt, zeitigen ein Ausmass an Leichtgläubigkeit, das ich ihnen nie zugetraut hätte. Seis drum: Einen Lieblings-Kettenbrief habe ich dennoch. Gefunden habe ich ihn auf www.mathematik.uni-ulm.de. Die Persiflage trägt den Titel «Glück und Schweinebraten». Politisch Korrekten und Feinden von Schweinebraten ist er allerdings nicht zu empfehlen. Immerhin, wer ihn weiterleitet, wird «innert vier Tagen dem Glück und einem Schweinebraten begegnen». Garantiert. Das Glück kommt per Post, der Schweinebraten mit UPS.

von Ruth Hafen
ruth.hafen@credit-suisse.ch

P.S. Diesen Text unbedingt per Mail an alle Bekannten weiterleiten. Zuwiderhandelnde erhalten einen Schweinebraten. Mit B-Post.

E-Learning

Heinz Deubelbeiss, Redaktion Bulletin Online

Will eine Firma ihre Aus- und Weiterbildung mit E-Learning umsetzen, müssen die Bedürfnisse aller involvierten Abteilungen vorliegen. Im Folgenden bringen fünf frei erfundene Geschäftsleitungsmitglieder einer international tätigen Firma ihre Ansprüche, Ideen und kritischen Einwände auf den Tisch. Andrea Back, Professorin an der HSG und Leiterin der interdisziplinären Forschungsgruppe «Learning Center», nimmt dazu Stellung.

Firmenchef: Zügel fest in der Hand

Der Firmenchef weiss, dass das Projekt E-Learning erheblichen finanziellen und personellen Aufwand bedeutet. Er will deshalb wissen, welches die Hauptgründe sind, wenn solche Projekte aus dem Ruder laufen und zum Misserfolg führen.

Andrea Back: «Den grössten Fehler bei E-Learning-Projekten machen häufig die Bosse selbst, wenn sie das Zepter aus der Hand geben. Kevin Kelly, verantwortlich für E-Learning bei Cisco, bringt es auf den Punkt: «Neue Technologien rufen nach neuen Leadern.» E-Learning gehört in die Unternehmensstrategie. Überlässt man es den einzelnen Unternehmensbereichen, werden Bedürfnisse meist nur punktuell und isoliert abgedeckt. Hinzu kommt, dass es in vielen Betrieben an der Tagesordnung ist, sich darum zu streiten, wem das E-Learning-Projekt gehört. Liegt die Führung – zumindest in der Planungsphase – beim CEO, kann er verhindern, dass zu viele parallele Projekte vorangetrieben werden, die später mühsam als Flickwerk integriert werden müssen. Andererseits ist es aber falsch, einen voll

«Ich bezweifle, dass virtuelle Lernräume zu Vereinsamung führen.» Andrea Back, Professorin an der HSG und Leiterin der Forschungsgruppe «Learning Center».

: eine Firma im Versuchslabor

E-Learning ist Chefsache. Es braucht eine starke Führung, um die Bedürfnisse aller Abteilungen zu synthetisieren.

ergeben, dass 70 Prozent Kosteneinsparungen als Grund für die Einführung von E-Learning nennen.»

integrierten E-Learning-Wurf lancieren zu wollen. Ein Mix aus Inseln, die als Quick-Win-Lösung aufgesetzt werden, und einer unternehmensweiten E-Learning-Strategie ist durchaus fruchtbar.»

Marketingchef: Globale Workshops

Was dem Marketingleiter unter den Nägeln brennt, ist die wachsende Internationalisierung des Unternehmens. Er muss zunehmend strategische Workshops durchführen, an denen nicht nur seine Mitarbeiter, sondern auch ausgewählte Kunden und Lieferanten weltweit teilnehmen. Bis anhin bedeuteten solche Aktionen einen grossen (Reise)-Aufwand. Mit E-Learning erhofft er sich, dass dieser Personenkreis ortsunabhängig arbeiten kann. Eine weitere Kernaufgabe des Marketingleiters ist das Verkaufstraining, das er in Zukunft ebenfalls mit E-Learning umsetzen will.

«Virtuelle Workshops mit weltweit verstreuten Teilnehmern sind technisch kein Problem. Ohne ins Flugzeug steigen zu müssen, loggt sich jeder Teilnehmer in den Workshop ein. Auf der elektronischen Wandtafel sieht er, was der Referent zeichnet, er studiert Diashows, kann sich zu Wort melden und sogar selbst zur elektronischen Kreide greifen. Zu einem späteren Zeitpunkt kann er alles wieder abrufen. Darüber hinaus stehen Foren zum Thema bereit. Das Verkaufstraining, das zweite E-Learning-Bedürfnis des Marketingleiters, lässt sich optimal als Mischform zwischen klassischen Präsenzseminaren und virtuellen Klassenzimmern gestalten. Präsenzseminare werden kurz und damit kostengünstig gehalten, wenn

vor oder nach dem Seminar bestimmte Lektionen über Internet abrufbar sind. Die Herausforderung liegt im Mix der Lernformen: Denkbar sind kurze Videos von Verkaufssituationen, die während des Präsenzseminars geübt werden – mit Rollenspielen etwa. Zurück im Büro könnte, sobald ein Verkaufsgespräch ansteht, das Wichtigste als Kurzmodul am Arbeitsplatz abgerufen werden. Die Verlockung ist gross, auch noch Marktdaten und Expertenwissen über Datenbanken in eine E-Learning-Plattform einzuschleusen. Hier möchte ich auf die Bremse treten: Die «eierlegende Wollmilchsau» züchten zu wollen, ist nicht ratsam. Man steckt das Ziel schon hoch genug, wenn man unternehmensweit ein Wissens- und Lernportal einführen will, das jeden Mitarbeiter bei der täglichen Arbeit unterstützt.»

Finanzchef: Sparen mit E-Learning

Weiterbildung wird zusehends zu einem gewichtigen Kostenfaktor. Der Finanzchef stellt sich die Frage, ob mit E-Learning diese Kosten gesenkt werden können.

«In der Tat begründen viele Unternehmen ihre E-Learning-Projekte damit, Kosten für Aus- und Weiterbildung sparen zu wollen. Eine Umfrage von Unicmind bei Grossunternehmen in Deutschland hat

Informatikleiter: «Make or buy?»

Der Informatikchef muss klären, welche E-Learning-Tools auf dem Markt erhältlich sind, und welche er in seinem Bereich anpassen oder gar entwickeln muss.

«Generell gilt, dass die meisten Unternehmen zu Standardsoftware greifen müssen. Ich beziehe mich hier auf eine Studie von Brandon-Hall, die besagt, dass Learning Management Systeme (LMS) für mehrere tausend Mitarbeiter schnell einmal eine halbe Million Dollar kosten (www.brandon-hall.com). Eine weitere Option ist das so genannte «Application Service Providing»; das sind Lernsysteme, die man mieten kann und ausser Haus betrieben werden.»

Personalchef: So einfach wie möglich

Der Personalchef weiss um die unterschiedlichen Voraussetzungen der Mitarbeiter für E-Learning. Je nach Bildungsstand und Alter laufen technische «Skills» auseinander. Deshalb seine wichtigste Forderung: E-Learning muss einfach zu bedienen sein. Er bezweifelt zudem, dass ein Seminar – ohne persönliche Kontakte – erfolgreich sein kann. Die Teilnehmer schätzen das zwanglose Gespräch mit dem Referenten. In den Pausen ergeben sich auch zwischen den Mitarbeitern Ge-



Andrea Back, Professorin an der HSG

«E-Learning gehört
in die Unternehmensstrategie.»

sprache jenseits des Lernstoffs, die wichtig sind für das «Wir-Gefühl» in der Firma. Zurück im Alltag kann dies Wunder wirken. Der Personalchef befürchtet, dass das virtuelle Klassenzimmer hier versagt.

«Mit seiner Forderung nach Einfachheit greift der Personalchef einen zentralen Aspekt auf: Braucht man mehr als einige Minuten, um sich auf einer E-Learning-Plattform zurechtzufinden, ist dies zu lange. Mit einem einzigen Mausklick loggt sich der Frustrierte aus – einen Seminarraum verlässt man nicht so schnell. Selbst junge Leute, die mit dem Internet vertraut sein mögen, zeigen bei komplexen Lern- und Wissensplattformen mitunter erstaunliche Einstiegsschwierigkeiten. Verlangt man hingegen von Informatikern, den vom Personalchef vermissten «Human Touch» in eine Software hineinzuprogrammieren, müssen sie das Handtuch werfen. Dort, wo persönlicher Kontakt gefragt ist, werden auch in Zukunft Präsenzseminare abgehalten. Ich bezweifle jedoch die oft geäußerte Meinung, dass virtuelle Lernräume zu Vereinsamung führen. Newsgruppen, Chatforen und Selbsthilfegruppen schießen ja im Internet wie Pilze aus dem Boden.»

Buchtipps:

Seufert, Sabine; Back, Andrea; Häusler, Martin: E-Learning. Weiterbildung im Internet. Das «Plato-Cookbook» für internetbasiertes Lernen. Institut für Wirtschaftsinformatik Universität St. Gallen, SmartBooks Publishing, Kilchberg 2001.

Back, Andrea; Bendel, Oliver; Stoller-Schai, Daniel: E-Learning im Unternehmen: Grundlagen – Strategien – Methoden – Technologien, Orell Füssli, Zürich 2001.

www.credit-suisse.ch/bulletin

E-Learning in der Praxis: Bulletin Online liefert Beispiele.



«Lernen ist Arbeiten und Arbeiten Lernen»

E-Learning kann nicht nur Wissen vermitteln, sondern auch Verhaltensweisen ändern. Rudolf Weber, Leiter E-Learning Credit Suisse, erklärt wie.

Interview: Heinz Deubelbeiss,
Redaktion Bulletin Online

HEINZ DEUBELBEISS Gibt es in der Credit Suisse schon virtuelle Klassenzimmer?

RUDOLF WEBER Noch nicht. Abgesehen davon, dass diese Technik Netzwerke mit hoher Bandbreite erfordert, ist ein didaktischer Mehrwert kaum erkennbar. Der Erfolg des «virtual classrooms» in den USA beruht im Wesentlichen darauf, dass damit klassische Seminare substituiert werden. Die Einsparung von Reisekosten ist beträchtlich. In der Schweiz hingegen werden viele Ausbildungen nach wie vor als Tagesprogramme angeboten.

H.D. Wo sehen Sie für die Credit Suisse das Potenzial für E-Learning?

R.W. Viele glauben, dass sich mit E-Learning nur Sachthemen vermitteln lassen. Unsere Projekte haben aber gezeigt, dass man auch Verhaltensweisen – zum Beispiel in einem Verkaufsgespräch – schulen kann. Wir führen dabei dem Benutzer eine Videosequenz aus einem Verkaufsgespräch vor. Im Anschluss wird er vom System aufgefordert, in die Rolle des Verkaufsleiters zu schlüpfen und im Multiple-Choice-Verfahren dem Gespräch eine bestimmte Richtung zu geben. «Richtig» oder «falsch» gibt es dabei nicht. Zwar kann der Lernende durch seine Antworten in eine Schiefelage geraten. Es ist aber fast

bis zum Schluss möglich, dem Gespräch wieder eine erfolgreiche Wende zu geben. Am Ende steht im Idealfall der Verkaufsabschluss, oder aber der Kunde verabschiedet sich höflich.

H.D. Studien belegen, dass die Akzeptanz für E-Learning bei den meisten Mitarbeitern gering ist. Wie wollen Sie diese Blockade überwinden?

R.W. Die Akzeptanz hängt von der Aufmachung und der Integration des Mediums ab. Wenn man einem Mitarbeiter einfach ein Fachbuch aufs Pult legt, ist die Chance, dass es gelesen wird, auch gering. Ebenso ist es mit E-Learning. Wir müssen das Medium optimal einsetzen und die Bedienung für den Benutzer möglichst einfach machen. E-Learning richtig einsetzen heisst weiter, dass der Medienmix stimmen muss. Den nachhaltigsten Lernerfolg erreicht man mit der geschickten Kombination von konventionellen und computer-gestützten Lernformen.

H.D. Lernen ist die neue Art zu arbeiten. Was halten Sie von der Aussage?

R.W. In der Credit Suisse herrscht diese Auffassung schon seit langem. Wir fügen aber hinzu: «Lernen ist Arbeiten und Arbeiten ist immer auch Lernen.»

Der Zufall kann vieles beeinflussen,
aber selten viermal hintereinander.



Für einen guten Espresso sollte nichts dem Zufall überlassen werden. Das Nespresso-System ermöglicht eine gleichbleibende Qualität, denn die Handhabung ist ganz einfach. Unermüdlich werden die besten Kaffeebohnen der Welt ausgesucht. Nach dem Mahlen und Rösten wird das Pulver sofort in einer Kapsel hermetisch versiegelt, in genau dosierten Mengen für eine Tasse, und in neun verschiedenen Aromen. Jetzt brauchen



Sie nur noch die Kapsel in die speziell für Nespresso entwickelte Maschine einzusetzen. Das bei idealen Temperatur- und Druckverhältnissen durch die Kapsel laufende Wasser setzt den Geschmack und die 900 Aromastoffe Ihres Kaffees frei. Nespresso erspart Ihnen jegliche Mühe. Ihr Espresso ist vollmundig, cremig, perfekt. Zu jeder Zeit.



NESPRESSO[®]
DAS SYSTEM

www.nespresso.com

Anziehendes Papier: Wickeljupe aus handgesponnenem japanischem Shifu-Papierstoff, kombiniert mit einer Jacke aus einem Gemisch von Recyclingpapier und Polyester; beides von Esther Chabloz.



Magisches Papier

Auf Papier schreibt man, Papier wirft man achtlos weg. Aus Papier werden aber auch Möbel gefertigt, Kleider genäht und Gebrauchsobjekte hergestellt. Es wird sogar beim Häuserbau verwendet. **Jacqueline Perregaux, Redaktion Bulletin**

Der Lärm der Stampfhämmer ist allgegenwärtig. Durch das Mühlerad am Basler St.-Alban-Teich angetrieben, bewegen sie sich den ganzen Tag auf und ab. Sie zerstampfen Leinenstücke und Baumwollzellulose, die, mit Wasser vermischt, die Grundlage zur Papierherstellung bilden. In der historischen Basler Papiermühle stellen Fachleute heute wieder nach alter Manier täglich Papier her. Seit seiner Erfindung vor über 3000 Jahren hat dieses Material alle Stationen der Wertschätzung durchlaufen: vom raren Schreibmaterial über die Massenware und das Wegwerfprodukt bis zum Designrohstoff.

«Aus Pflanzenfasern (mit Stoff- und Papierresten) durch Verfilzen und Verleimen hergestelltes, zu einer dünnen, glatten Schicht gepresstes Material, das vorwiegend zum Beschreiben und Bedrucken oder zum Verpacken gebraucht wird», lautet die trockene Definition unter dem Stichwort «Papier» im Duden-Universalwörterbuch. Doch Papier ist weit vielfältiger und wird heute auch in Bereichen eingesetzt, in denen man dieses filigrane Material nie vermuten würde.

Der Aachener Designprofessor Jan Armgardt etwa gehört zu den Pionieren, wenn es um Möbel aus Papier geht. Er definierte den Begriff «Papier» neu, indem er aus einem leicht reissbaren, nicht gerade dauerhaft scheinenden Material stabile Möbel fertigt. Armgardt verwendet ein Gerüst aus Pappelsperholz oder festem Karton in der ungefähren Form des endgültigen Möbels. Darauf kleistert er Schicht für Schicht Altpapier und gestaltet damit die endgültige Form – eine zeitintensive, aufwändige Herstellungsart, die



Bequemes Papier: Frank O. Gehrys «Wiggle Side Chair» und das «Low Table Set» aus Kartonagen

nur bedingt seriell betrieben werden kann. Trocknet das Papier ab, spannt es sich und bildet eine reissfeste und harte Fläche. Das Schöne an dieser Methode: Nicht alles lässt sich millimetergenau im Voraus planen, das «möbelfremde» Material Papier führt mitunter auch zu spontanen Resultaten. So ist jedes Möbel ein Einzelstück mit kleinen, individuellen Abweichungen.

Die Idee, Möbel aus Papier herzustellen, ist eigentlich schon älter. Lloyd Loom, ein hochwertiges Material, dem ein kräftiges Papier aus skandinavischem Holz zugrunde liegt, gibt es bereits seit 1917. Das Geflecht der Stühle und Tische besteht aus Stahldraht, der mit Papier umwickelt

und am Webstuhl weiterverarbeitet wird. Zum Schluss wird das Geflecht am Möbelgestell, das meist aus Rattan besteht, befestigt. Die Qualität der Loom-Möbel spiegelt sich im verhältnismässig hohen Preis wider. Dafür halten sie ein Leben lang und gewinnen erst noch an Wert. Bei genauem Hinsehen bemerkt man ausserdem, dass die einzelnen Teile des Geflechts mit gedrehtem Papier umwickelt und nicht wie Rattanstühle glatt aus einem Stück gemacht sind.

Grosser Architekt macht Kleinen Biber

Überhaupt scheinen es die Sitzgelegenheiten aus Papier den Designern angetan zu haben. So befasste sich auch der Architekt Frank O. Gehry, Schöpfer des Guggenheim-Museums Bilbao, mit dem vielseitigen Werkstoff und entwarf 1972 eine Möbelsérie aus Wellkarton, «Easy Edges». Der Klassiker heisst «Little Beaver», ein Armsessel aus verleimtem und daher stabilem Wellkarton.

Doch nicht immer muss aus dem an sich leichten, feinen Papier etwas Festes und Starres entstehen. Im Gegenteil: Leichtigkeit und Transparenz lassen sich auch betonen. Die Künstlerin Terumi Chinone entwirft in ihrem Atelier in Gipf-Oberfrick Steh-, Hänge- und Tischleuchten in exklusiven Kleinserien. Je nach Grösse dauert es zwischen einer und drei Wochen, bis sie eine Leuchte fertig gestellt hat. «Mich fasziniert nicht nur die Vielfältigkeit des Werkstoffs Papier, sondern vor allem seine Veränderbarkeit. Ich kann alles damit machen», begründet sie ihre Faszination. Die verschiedenfarbigen Leuchten aus handgeschöpftem



2



3



4

Bodenständiges Papier: der Teppich «Oscuro» aus Papier und Leinen

Leuchtendes Papier: eine Tischleuchte von Terumi Chinone

Tragendes Papier: der japanische Pavillon an der Expo 2000 in Hannover

oder industriellem Japanpapier strahlen ein warmes, gedämpftes Licht aus und sorgen für wohnliche Atmosphäre. Ihr neuestes Objekt ist ein Papierballon. «Vielleicht wird er später einmal zum Lichtobjekt», meint sie.

Schweizer Designer stehen auf Papier

Hugo Zumbühl und Peter Birsfelder, die zusammen das Teppich-Art-Team bilden, haben mit Papier Überraschendes geschaffen: «Oscuro», einen Teppich aus Papier, für den sie 1999 den Design-Preis Schweiz in der Kategorie «Textil Design» erhielten. Gefertigt ist der in Schwarz, Dunkelbraun und Naturbraun erhältliche Teppich aus gefärbtem Papier und Leinen. Dazu wird starkes Verpackungs-Krepp-Papier in Streifen geschnitten und nass verwoben. «Am liebsten würde ich eigentlich mit Zeitungspapier arbeiten, aber das ist zu schwach», so Hugo Zumbühl. Anschliessend wird der Teppich zweimal mit biologischem Wachs behandelt, um ihn widerstandsfähig zu machen. Hugo Zumbühl ist für das Design verantwortlich. Die eigentliche Herstellung der Teppiche erfolgt unter der Leitung von Webmeister Peter Birsfelder in der Strafanstalt Thorberg. Ganz aktuell ist der «Transparavent»

des Teppich-Art-Teams, ein Raumobjekt aus paraffiniertem Seidenpapier. Auch dieses Papier wird in Streifen geschnitten und zusammen mit einer gedrehten Papierschnur verwoben. Das Gewebe, das über vier schlichte Metallständer gesteckt wird, gibt dem «Transparavent» ein transparentes, asiatisches Aussehen.

Im Wohndesign wird Papier immer mehr zum geschätzten, wenn auch sehr exklusiv eingesetzten Material. Das gilt noch stärker für den Textilbereich. Kleider aus Papier? Bei ihrer Arbeit für Kleiderkreationen stiess Ester Chabloz auf Shifu, einen traditionellen, japanischen Papierstoff. «Für mich ist es interessant, sowohl mit Stoffen alter Machart wie dem japanischen Shifu-Gewebe zu arbeiten, als auch Schweizer High-Tech-Papierstoffe zu verwenden. Die Ausgangsmaterialien sind verschieden: Shifu wird aus der nepalesischen Lokta-Pflanze gewonnen, die Firma Schläpfer in St. Gallen benutzt für ihre Papierstoffe Recyclingpapier. Das ergibt eine spannende Kombination», meint Ester Chabloz, die Jacken, Jupes und Jupes-Kleider aus Shifu kreiert. Das Shifu-Tuch, das aus einem einzigen, gedrehten Endlosfaden gefertigt wird, ist zu Beginn glatt und wird dann in Wasser eingelegt,

weil es sich noch zusammenzieht. Beim anschliessenden Trocknen wellt sich der Stoff erneut, was ihm seinen typischen Look verleiht. Das Papiergewebe isoliert ausgesprochen gut, kann viel Feuchtigkeit aufnehmen, ist dank seiner biegsamen, weichen Textur angenehm im Tragen und erst noch problemlos waschbar.

Papier ist dermassen vielfältig, dass es sogar als Baustoff taugt. Es erstaunt nicht, dass hier Japan, das Land des traditionellen Washipapiers und des Origami, den Ton angibt. An der Weltausstellung Expo 2000 in Hannover brillierte Japan mit einem Pavillon aus Kartonrollen, Presskarton und Textilien. Überdacht wurde die Konstruktion mit einem geschwungenen Flächentragwerk aus Karton, auf das eine Membran aus Textilien und Papierkunststoff gespannt war.

Selbst für den Hausbau geeignet

Dass die Bauweise mit Papier nicht nur ein Designspielzeug ist, zeigen Wohnhäuser in Japan, deren Tragkonstruktion aus hohen, stabilen Kartonrollen besteht oder die «Papercrete»-Bauweise in den USA, bei der Altpapier oder Karton in Wasser aufgelöst wird, bis es weich ist und schliesslich mit Sand und Zement vermischt wird.

Auch nach drei Jahrtausenden scheint die Faszination für Papier ungebrochen. Im Alltag als selbstverständlich hingenommen und mehr oder weniger unbeachtet, erfährt Papier in exklusiven Verarbeitungen und neuen Anwendungsbereichen einen Aufschwung.

BASLER PAPIERMÜHLE – LIEBE ZUM PAPIER

Eine grosse Bütte steht in einem der ersten Räume der Basler Papiermühle. Mit geübter Hand und mit Hilfe eines grossen Holzquirls rührt der Papiermacher Peter Bergner den verdünnten Faserbrei mit grossen Bewegungen um. «Mich fasziniert alles am Papier: von der Entstehung über sein Geräusch und sein Aussehen bis zu seiner Beschreib- und Bedruckbarkeit», fasst Peter Bergner seine Liebe zum Papier zusammen. Vereinfacht ausgedrückt wird Papier aus nichts anderem gemacht als Fasern – Lumpen, Pflanzen, Holz oder Baumwolle – und Wasser. «Für unser Standardpapier verwenden wir 80 Prozent Baumwollzellulose und 20 Prozent Leinen; aus Hadern, also Lumpen aus pflanzlichen Fasern, fertigen wir hauptsächlich unser Aquarellpapier», erklärt Peter Bergner. Heute hat er 25 Kilogramm trockenes Rohmaterial, das zuvor in der Mühle zerstampft wurde, im so genannten Holländer mit 800 Litern Wasser gemischt. Dort erfolgt die Feinmahlung. Aus der Bütte schöpft er nun mit grösseren und kleineren Sieben Papierbogen unterschiedlicher Formate, denn die Basler Papiermühle ist ein Arbeitsmuseum, das auch Aufträge von Privat- und Geschäftskunden ausführt. Zwischendurch muss er immer wieder mit der hölzernen Büttkrücke, einer gelöcherten Scheibe an einem Stab, die Masse aufrühren.

Handgeschöpftes Papier ist etwas sehr Edles. Zum einen ist die Herstellung enorm aufwändig, zum anderen kann der Papiermacher sein Papier individuell gestalten. Dazu gehören zum Beispiel Wasserzeichen. Verschiedene Motive, auch ganz individuell nach Kundenwunsch, werden in der Basler Papiermühle selbst hergestellt. Je nach persönlichen Vorlieben und Verwendungszweck kann das Papier mit Einschlüssen verziert werden, etwa mit Stroh, Blüten oder Metallflittern. Die Basler Papiermühle hat sogar ein dünnes, rotes Geschenkpapier angefertigt. «Für mich muss Geschenkpapier knistern und laut rascheln. Diese Effekte habe ich durch langes Mahlen erreicht. Dadurch wird der Stoff kurzfasrig, was den Klang des Papiers ändert.» Peter Bergner experimentiert aber auch laufend mit neuen Einschlüssen, mit der Mahlung der Pulpe und der Melierung. «Im Lauf dieser Versuche kam ich auf den Gedanken, Torf und klein gehäckselte Wollfasern als Einschlüsse zu verwenden. Beides sieht sehr schön aus», freut er sich. Mit solchen Kleinigkeiten kann der Papiermacher seinem Papier eine persönliche Note verleihen. Gefragt, ob man Papier von ihm erkennen kann, meint er jedoch lachend: «Ich hoffe nicht, denn das würde auf Fehler hinweisen!»

5



5 Jetzt kann Peter Bergner loslegen:
Die Bütte ist voll.

6 Das Papier wird mit Sieben geschöpft...
7 dann gepresst...

8 und der fertige Bogen kontrolliert.



Neue Stadien braucht das Land

Die Schweizer Fussball-Nationalmannschaft dümpelt gegenwärtig um Rang 60 der FIFA-Weltrangliste. Der Bau neuer Stadien soll die Wende zum Bessern bringen. Als Investorin ist die Credit Suisse massgeblich an dieser Entwicklung beteiligt.

Andreas Schiendorfer, Redaktion Bulletin



«Einmal im Nou Camp vor 98 000 Zuschauern einlaufen, gegen den FC Barcelona spielen oder vielleicht sogar mit ihm. Oder im Old Trafford von ManU. Diese Ambiance, diese Fussballbegeisterung spüren. Vielleicht ist dieses einmalige Gefühl bald auch bei uns möglich», sinniert Stefan Iten. Stefan ist einer von 33 357 KV-Lehrlingen in der Schweiz und gleichzeitig einer von 117 695 Fussball-Junioren. Allerdings ein besonderer, ermöglicht es ihm doch die Credit Suisse, sechs- bis achtmal wöchentlich beim Grasshopper-Club Zürich zu trainieren. Das zahlt sich für den talentierten Innenverteidiger aus Hönegg aus: Im Oktober qualifizierte er sich mit der von Markus Frei trainierten U-17-Nationalmannschaft für die Europameisterschaften vom Mai 2002 in Dänemark.

«In grossen Stadien spielen wir fast nie», meint der Stift mit Bedauern. Der Besuch im Berner Wankdorf zum Fototermin stellt demnach eine Ausnahme dar – im doppelten Sinn. Hier rücken nämlich seit dem 3. August 2001 nicht Fussballer, sondern Bagger vor und wieder zurück. Verschieben sich seitwärts, reissen Löcher auf, bilden Übergewicht – Erd- und Steinhügel, wahre Bollwerke. Erinnerungen an den berühmten Schweizer Riegel aus der Nachkriegszeit werden wach. Und eine gewichtige Verstärkung ist bereits verpflichtet, ein 70 Meter hoher Kran. Ein klares, zukunftsgerichtetes System. Dem Laien erscheint indes das künftige National-

stadion als die pure Unübersichtlichkeit. In der hektischen Schlussphase – Verlängerung verboten – werden laut Bauleiter Peter Frauchiger auf der Grossbaustelle sogar bis zu 2500 Arbeiter beschäftigt sein. Über 30 000 ansonsten gemütliche Berner sollen in knapp drei Jahren ihre Mannschaft frenetisch von Sieg zu Sieg schreien, wie man es gegenwärtig nur beim FC Basel im St.-Jakob-Park zu hören bekommt. Wie wirken sich wohl die neuen Fussballtempel in Genf, Zürich, St. Gallen und möglicherweise auch in Lausanne und Luzern auf den Schweizer Fussball aus? Jedenfalls, meint Stefan Iten optimistisch, sei im Juniorenbereich der Fahrplan intakt. Und bis die Stadien wirklich stünden, sei ja die neue Spielergeneration am Ball...

Stadien sind veraltet

Dass die Schweizer Sportstätten den modernen Ansprüchen nicht mehr genügen, ist auch vom Bund erkannt worden: 1996 hiess der Bundesrat das Nationale Sportanlagenkonzept NASAK gut. Zur Umsetzung bewilligte das Parlament 1998 und 2000 vorerst 80 Millionen Franken. Davon werden 34 Millionen für die Stadien St.-Jakob-Park Basel (vier Millionen), Stade de Genève (fünf Millionen), Wankdorfstadion Bern (zehn Millionen), Letzigrund Zürich (acht Millionen) und Pontaise Lausanne (sieben Millionen) eingesetzt. Kaum eine Chance auf Unterstützung haben laut NASAK-Sekretär Hans-Jörg Birrer vom Bundesamt für Sport in Magglingen das

FIFA-Stadion und das Stadion St. Gallen. Nach der offiziellen Taufe des St.-Jakob-Parks am 7. September 2001 nehmen im Frühjahr 2003 das Stade de Genève sowie im Herbst 2004 das Wankdorfstadion ihren Spielbetrieb auf. Das FIFA-Stadion in Zürich folgt «möglichst rasch», sehr wahrscheinlich aber nicht mehr 2004, im Jubiläumsjahr der FIFA, sondern vermutlich erst 2005 oder gar 2006.

Diese vier Stadien mit Kapazitäten von 30 000 oder mehr gedeckten Sitzplätzen sind fester Bestandteil der Bewerbung des Schweizerischen Fussballverbands SFV und des Österreichischen Fussball-Bunds ÖFB um die Fussball-Europameisterschaft 2008. Die Credit Suisse sponsert die Kandidatur und garantiert eine professionelle Vermarktung. Als Schirmherr fungiert dabei Rolf Dörig, Chief Executive Officer Credit

Suisse Banking. Das umfangreiche Pflichtenheft der EURO 2008 wird den interessierten Verbänden von der UEFA dieser Tage zugestellt.

Auch die Ostschweiz plant

Konkret sind die Neubaupläne auch in der Ostschweiz. 2004 wird in Winkeln das Stadion St. Gallen mit 18 000 Sitzplätzen für internationale Spiele beziehungsweise 14 000 Sitz- und 7000 Stehplätzen für nationale Spiele eingeweiht. Wann der Ausbau der bestehenden polysportiven Stadien Letzigrund Zürich und Pontaise Lausanne realisiert wird, ist offen. Immerhin läuft in Lausanne die Projektierung, und in Zürich werden die ursprünglichen Ausbaupläne gegenwärtig im Lichte der neusten Entwicklungen überarbeitet, da ja die Idee eines polysportiven Hardturmstadions im Mai 2001 definitiv aufgegeben wurde.

IN ÖFFENTLICHE INFRASTRUKTUR INVESTIEREN

Die Winterthur Schweiz besitzt einen hohen Anteil an Immobilien, derzeit rund 790 mit einem Wert von 7,5 Milliarden Franken. Mitte der Neunzigerjahre sei ihm die Idee gekommen, auch in öffentliche Infrastrukturen zu investieren, erklärt Erwin Heri, Chief Financial Officer der Credit Suisse Financial Services. So seien höhere Renditen möglich als bei reinen Darlehen. Warum nicht auch im Sportbereich? Es sei nicht Aufgabe des Staates, teure Fussballstadien zu finanzieren. Deshalb zeigte Heri Interesse, als Generalunternehmer Marazzi mit einem Projekt für den St.-Jakob-Park Basel zu ihm kam. Grundbedingung für ein Engagement der Winterthur sei die Rendite und das Vermeiden jeglichen Fussballrisikos. Es kristallisierte sich das Modell heraus, mit der Mantelnutzung (Einkaufszentrum und Altersresidenz) die Kernnutzung (Stadion) zu finanzieren. Beim Pilotprojekt Basel habe sich die öffentliche Hand als Grundeigentümerin und bei der Behandlung des Baugesuchs als kooperativ und flexibel erwiesen.

FIFA-Präsident Joseph Blatter begrüsst die Anstrengungen der Schweiz im Stadionbau. «Dass dem glänzenden Beispiel St.-Jakob-Park nun andere Projekte folgen, ist erfreulich und kann dem Fussball nur gut tun. Man sieht es in Basel, wo die Fans den Komfort klar zu schätzen wissen», führt Blatter aus. «So wird doch ein Fussballspiel viel eher zum Happening für die ganze Familie, als wenn es zum Beispiel kaum Toiletten, anständige Sitze und Verpflegungsmöglichkeiten gibt.» Das grösste Problem neuer Stadien sei zweifellos die Rentabilität. «Wieso soll die FIFA zum Beispiel etwas gegen ein Einkaufszentrum im Stadion haben? Uns ist es wichtiger, dass die Richtlinien bezüglich Komfort, Infrastruktur und Sicherheit umgesetzt sind und dass es lauter Sitzplätze und keine Zäune ums Spielfeld gibt.»

Einkaufszentren integrieren

Die Einkaufszentren werden nicht ohne Grund angesprochen – erstmals in der Welt werden in Basel, Bern, Genf und Zürich Shoppingcenters direkt ins Stadion integriert; andere Zusatznutzungen hingegen – Hotels, Wohnungen, Büro- oder Seminarräume – sind bereits gang und gäbe.

Auch angesichts eines Zuschauerdurchschnitts von 8500 Personen und sich häufender Meldungen von überschuldeten Vereinen muss der Rentabilität grosses Augenmerk zukommen. Weiss man, dass der St.-Jakob-Park als Gesamtprojekt 230 Millionen und das Nationalstadion sowie das FIFA-Stadion 350 Millionen Franken kosten, werden die Beiträge der NASAK relativiert.

Vereine suchen Mäzene

So suchen die Fussballvereine verzweifelt nach Mäzenen und Sponsoren, und der Blick fällt nicht zuletzt auf die Credit Suisse und die Winterthur. Diese engagieren sich seit 1993 beim Schweizerischen Fussballverband und unterstützen die verschiedenen Nationalmannschaften.

Beim Stadionbau kann allerdings seitens der Credit Suisse von Sponsoring einzig beim Stade de Genève gesprochen werden, das dereinst in den Farben der Credit Suisse erstrahlen wird. Im Gegenzug gewährt die Bank während 80 Jahren einen zinslosen Kredit von 20 Millionen Franken und stellt mit Philippe Monti den Vizepräsidenten der Fondation Stade de Genève.

«In Basel und Bern tritt die Winterthur Life & Pensions als Leadinvestorin auf»,

SCHERBENHAUFEN WIRD ZUM FIFA-STADION

«Ich bin überzeugt, dass wir im März 2002 aus zwei qualitativ hochstehenden Projekten auswählen können», bemerkt Reinhard Giger, Leiter Credit Suisse Financial Services Real Estate Management. Für den Präsidenten der Fachjury ist klar, dass das FIFA-Stadion im Vergleich zu den im Mai 2001 prämierten Projekten «Glaspalast» und «Brot und Spiele» erheblich anders aussehen wird. Die Nutzung als reines Fussballstadion ohne Leichtathletikbahn und Konzertbetrieb führt zu einer Vereinfachung der städtebaulichen Situation, zudem müssen die Gesamtkosten auf 350 Millionen gesenkt werden. Die Baurechtserteilung für den städtischen Liegenschaftsteil bedingt eine Volksabstimmung. Die Bauzeit beträgt zweieinhalb Jahre. Die Eröffnung könnte also 2005 erfolgen. Unabhängig vom Stadionbau wird die Überbauung des östlich gelegenen Restareals realisiert. Im Wettbewerb wird lediglich ein städtebauliches Konzept verlangt.

erklärt Erwin Heri, Chief Financial Officer der Credit Suisse Financial Services. «Mit Sponsoring hat das aber rein gar nichts zu tun. Es wird knallhart gerechnet. Erst als uns Generalunternehmer Marazzi die geforderte Rendite garantieren konnte, stand unser finanzielles Engagement definitiv fest.» Gleichzeitig betont er, man habe zwar beim FIFA-Stadion die Initiative ergriffen, eine konkrete finanzielle Investition sei aber ebenfalls von einer Bruttorendite von 6,5 Prozent abhängig. Deshalb müssten die Kosten des FIFA-Stadions im Vergleich zu den im offiziellen Wettbewerb angestellten Berechnungen massiv gesenkt werden.

Das angewandte Finanzierungsmodell ist jedes Mal ein ähnliches. Der Grundeigentümer – in Basel die Stadt, in Bern die Burgergemeinde – stellt den Baugrund unentgeltlich oder sehr günstig zur

Verfügung. Die Investorengruppe erstellt im Gegenzug das Stadion und überlässt es der Betriebsgesellschaft ebenfalls gratis.

Diese Kernnutzung wird mit der so genannten Mantelnutzung finanziert. In Basel besteht diese, so Erwin Heri, aus einem Shoppingcenter sowie einer Altersresidenz, die im Frühjahr 2002 eröffnet wird, in Genf aus einem Hotel und einem Einkaufscenter und in Bern aus einem Einkaufscenter, zwei städtischen Schulen sowie Büros und Wohnungen. Auch in Zürich ist das Grundprinzip das gleiche. Allerdings zählen hier neben der Stadt Zürich auch die Hardturm Immobilien AG und die Hardturm AG – die Credit Suisse besitzt an ihr eine 40-Prozent-Beteiligung – zu den Grundeigentümern. Zudem wird die Betriebsgesellschaft mit gewissen Einstandskosten zu rechnen haben.

www.credit-suisse.ch/bulletin

Die Credit Suisse und der Schweizer Fussball – ein Erfolgsduo. Aber wo sind die Grenzen zwischen Sponsoring und Investment? Mehr dazu im Bulletin Online.

Die neuen Stadien werden, keine Frage, dem Fussballboom, der in den Neunzigerjahren ausgebrochen ist, neue Impulse verleihen. Dies ist auch dringend nötig, soll der Schweizer Fussball nicht stagnieren und damit im internationalen Vergleich noch weiter zurückfallen. Klassierte sich die Schweiz im FIFA-Ranking bis Sommer 1996 stets unter den ersten 30 Nationen der Welt, so lag sie im Oktober 2001 nur auf dem bescheidenen 62. Rang – hinter scheinbaren Fussballexoten wie Honduras (Rang 20), Saudi-Arabien (30), Ägypten (40), China (55) oder Ghana (60).

Optimismus ist angesagt

FIFA-Präsident Blatter ist aber optimistisch. «Die Schweiz ist ein kleines Land. Da gibt es Schwankungen. Hinzu kommt, dass momentan sicher nicht genügend Geld im Spitzenfussball vorhanden ist», räumt er ein. «Der SFV jedoch leistet – auch dank der Unterstützung der Credit Suisse – mit seinen Ausbildungszentren in Payerne und Frauenfeld ausgezeichnete Arbeit. Dies sieht man nicht zuletzt an den Resultaten der verschiedenen Nachwuchsteams. Ich bin gespannt, was da in den nächsten Jahren nachkommt.»

Tatsächlich hat die U-17-Nationalmannschaft in den letzten sieben Jahren fünfmal an der Europameisterschaft teilgenommen. Nun sind, wie Pierre Benoit, Kommunikationschef des Schweizerischen Fussballverbandes erklärt, Erfolge der älteren Junioren hinzugekommen. 1997 nahm die U-18 an der

Europameisterschaft teil. Und im November erspielte sich die U-21 – die Titanen von Bernard Challandes – einen Platz im Finalturnier 2002 der besten acht Fussballnationen Europas.

Auch die statistischen Zahlen stimmen zuversichtlich. Spielten 1993/94 – dem erfolgreichsten Jahr seit vielen Fussballergenerationen – in der Schweiz 98 366 Junioren, so sind es nun rund 20 Prozent mehr. Sie stiessen früher

zu ihrem Sport und werden, zumindest was die Spitze anbelangt, professionell ausgebildet. Es ist also nur eine Frage der Zeit...

Stefan Iten ist bereit

Ende November ist es, es regnet ohne Unterbruch. Keinen Hund würde man nach draussen schicken, aber die jungen Hoppers trainieren wie jeden Tag zweimal auf dem Förrlibuck. Trainer Carlos Bernegger braucht nicht viel

zu erklären, die Übungen sind bekannt, der Ball zischt förmlich von einem Spieler zum andern, doppelter Übersteiger und weiter. Der unebene Boden kann ihnen nichts anhaben, und das Wetter erst recht nicht. Immerhin geht es bald auf den Kunstrasen, die Halle hingegen ist verpönt.

Und Stefan Iten denkt bereits an den Frühling des Schweizer Fussballs: U-17-Europameisterschaft in Dänemark und neue Stadien.

STADIEN MIT ENGAGEMENT DER CREDIT SUISSE



Basel

St.-Jakob-Park

| | |
|-----------------|---------------------------|
| Erstes Spiel: | 15. März 2001 |
| Einweihung: | 7. September 2001 |
| Sitzzahl: | 30 200 |
| Kosten Stadion: | ca. 50 Millionen Franken |
| Gesamtprojekt: | ca. 230 Millionen Franken |



Genf

Stade de Genève (La Praille)

| | |
|-----------------|---------------------------|
| Baubeginn: | 29. März 2001 |
| Erstes Spiel: | 14. März 2003 |
| Sitzzahl: | 30 000 |
| Kosten Stadion: | ca. 93 Millionen Franken |
| Gesamtprojekt: | ca. 243 Millionen Franken |



Bern

Nationalstadion (Wankdorf)

| | |
|-----------------|---------------------------|
| Baubeginn: | 3. August 2001 |
| Bauende: | Herbst 2004 |
| Sitzzahl: | 31 000 |
| Kosten Stadion: | ca. 70 Millionen Franken |
| Gesamtprojekt: | ca. 350 Millionen Franken |



Zürich

FIFA-Stadion (Hardturm)

| | |
|-----------------|---------------------------|
| Baubeginn: | Ende 2002/Anfang 2003 |
| Bauende: | 2005 |
| Sitzzahl: | 30 000 |
| Kosten Stadion: | ? |
| Gesamtprojekt: | ca. 350 Millionen Franken |

Agenda 6/01

Aus dem Kultur- und Sportengagement von Credit Suisse, Credit Suisse Private Banking und Winterthur

GIBSWIL

9.2. Ski-OL-Schweizermeisterschaft, Orientierungslauf

LAUSANNE

7.2. Diana Krall, Théâtre de Beaulieu

LUGANO

31.1. A Tribute to Billie Holiday, La Cittadella

LUZERN

8.2. Diana Krall, KKL

ZÜRICH

24.1. Weltmusikwelt: Esma Redzepova, Moods im Schiffbau

1.2. A Tribute to Billie Holiday, Tonhalle

1.2. Renaud García Fons, Kleine Tonhalle

Turners Blick auf die Schweiz

Das Kunsthhaus Zürich widmet dem Engländer Joseph Mallord William Turner (1775 bis 1851) eine umfassende Retrospektive. Turner war schon zu seinen Lebzeiten ein anerkannter Künstler: Seine visionäre Verwendung von Licht und Farben und seine künstlerische Radikalität machen ihn zu einem Vorläufer der modernen Malerei. Viele mögen bei Turner vorwiegend an brennende Schiffe auf monumentalen Ölgemälden denken. Das ist aber nur die halbe Wahrheit. Berühmt wurde er vor allem durch seine intimen, aber dennoch virtuoson Aquarelle. Der Tradition englischer Landschaftskunst verpflichtet, reiste er durch ganz Europa auf der Suche nach erhabenen Szenerien. In mehr als 180 Exponaten zeigt das Kunsthhaus Zürich nun das gesamte Spektrum von William Turners Schaffen; neben Ansichten aus der Schweiz werden zahlreiche seiner berühmtesten Gemälde und seine Skizzenbücher ausgestellt. (rh)

William Turner Retrospektive. Kunsthhaus Zürich, 1.2. bis 26.5.02. Weitere Informationen auf www.kunsthhaus.ch



William Turner: Der Brand des Ober- und Unterhauses, 16. Oktober 1834–1835, Öl auf Leinwand, 92 x 123 cm, The Philadelphia Museum of Art: The John Howard McFadden Collection

Altmeister des Jazz

Hank Jones kann auf eine über 60-jährige Karriere als Jazzpianist zurückblicken. Er arbeitete mit den Grossen des Swing und war einer der ersten Pianisten, die sich in den Vierzigerjahren dem Bebop zuwandten. Er spielte von Charlie Parker bis Ella Fitzgerald mit allen, die im Jazz Rang und Namen haben. Auch Clark Terry begann seine Bläserkarriere jung – auf einem Gartenschlauch. Als Trompeter und Flügelhornist solierte er in Duke Ellingtons Orchester, später war er Vorbild für Musiker wie Miles Davis und Quincy Jones. Unterstützt vom Bassisten Peter Washington und dem Schlagzeuger Lewis Nash werden die beiden Grandseigneurs des Jazz an ihren drei Schweizer Konzerten unter Beweis stellen, dass man auch mit über 80 Jahren musikalisch noch die Fetzen fliegen lassen kann. (rh)

Hank Jones Trio feat. Clark Terry. Zürich, Tonhalle, 10.1.02; Lugano, La Cittadella, 14.1.02; Genf, Victoria Hall, 21.1.02. Vorverkauf (Zürich und Lugano): 0848 800 800 oder www.ticketcorner.ch; Genf (Billetel): 0901 553 901



Gehupft und gesprungen

Vom 31. Januar bis am 3. Februar 2002 reiten sie wieder, die weltbesten Reiter und ihre Pferde. Nicht irgendwo in der Prarie, sondern am Swiss Life CSI im Zürcher Hallenstadion, dem bestdotierten Hallenturnier der Welt. Eröffnet wird die Veranstaltung mit dem Credit Suisse Grand Prix. Der erfolgreichste Reiter des gesamten Turniers erhält – neben Ruhm und Ehre – den Credit Suisse Gold Cup in Form von einem Kilogramm Gold. Aber auch die Zuschauer werden nicht zu kurz kommen: Neben dem sportlichen Teil wartet der CSI traditionsge-mäss auch mit einem Showprogramm auf, welches heuer ganz unter dem Motto «Faszination des Pferdes» steht. (rh)

Swiss Life CSI. Zürich, Hallenstadion, 31.1. bis 3. 2. 02. Weitere Informationen auf www.csi-zuerich.ch



Wollten Sie diese Mischung aus Hochleistungssport und Unterhaltung schon immer mal während eines ganzen Tages von einer komfortablen Loge aus verfolgen? Bulletin verlost dreimal zwei Logentickets für den 2. 2. 2002.

IMPRESSUM

Herausgeber Credit Suisse Financial Services und Credit Suisse Private Banking, Postfach 100, 8070 Zürich, Telefon 01 333 11 11, Fax 01 332 55 55 **Redaktion** Christian Pfister (cp) (Leitung), Ruth Hafen (rh), Daniel Huber (dhu), Jacqueline Perregaux (jp), Andreas Schiendorfer (sch), **Bulletin Online:** Andreas Thomann (ath), Martina Bosshard (mb), Heinz Deubelbeiss (hd), Michèle Luderer (ml), René Maier (rm), Olivier Matter (om) (Volontär) **Redaktionssekretariat:** Sandra Häberli, Telefon 01 333 73 94, Fax 01 333 64 04, E-Mail-Adresse: bulletin@credit-suisse.ch, Internet: www.bulletin.credit-suisse.ch **Gestaltung** www.arnolddesign.ch: Urs Arnold, Adrian Goepel, Karin Bolliger, Alice Kälin, Annegret Jucker, Isabel Welti, Muriel Lässer, Bea Freihofer-Neresheimer (Assistenz) **Inserate** Yvonne Philipp, Strasshus, 8820 Wädenswil, Telefon 01 683 15 90, Fax 01 683 15 91, E-Mail yvonne.philipp@bluewin.ch **Litho/Druck** NZZ Fretz AG / Zollikofer AG **Redaktionskommission** Andreas Jäggi (Head Corporate Communications Credit Suisse Financial Services), Peter Kern (Head Corporate Communications Credit Suisse Private Banking), Claudia Kraaz (Head Public Relations Credit Suisse Private Banking), Martin Nellen (Head Internal Communications Credit Suisse Banking), Werner Schreier (Head Communications Winterthur Life & Pensions), Markus Simon (Head Webservices Credit Suisse e-Business), Fritz Stahel (Credit Suisse Economic Research & Consulting), Burkhard Varnholt (Global Head of Research Credit Suisse Private Banking), Christian Vonesch (Head Private Clients Credit Suisse Banking Zurich) **Erscheint im 107. Jahrgang** (6x pro Jahr in deutscher, französischer und italienischer Sprache). **Nachdruck** nur gestattet mit dem Hinweis «Aus dem Bulletin der Credit Suisse Financial Services und Credit Suisse Private Banking». **Adressänderungen** bitte schriftlich und unter Beilage des Original-Zustellcouverts an Ihre Credit Suisse-Geschäftsstelle oder an: Credit Suisse, KISF 14, Postfach 100, 8070 Zürich



ALLE 15 SEKUNDEN wird ein kleines Mädchen an seinen Geschlechtsorganen verstümmelt. Oft unter unhygienischen Bedingungen und ohne Betäubung. Die Beschneidung ist ein unnötiges, grausames Ritual. Mit lebenslangen Folgen wie z. B. Schmerzen beim Wasserlassen oder gefährlichen Komplikationen beim Gebären. Der Kampf um die Abschaffung der **MÄDCHEN-BESCHNEIDUNG** ist delikat. Mit der Projektpatenschaft «Wüstenblume» hat UNICEF einen Anfang gemacht. Jetzt werden weitere Patinnen und Paten gesucht. Sind Sie dabei?

Projekt-patenschaft: Hilfe auf lange Sicht.

Helfen hilft:

- ☐ Ja, für einen Franken pro Tag bzw. 360.– pro Jahr möchte ich eine Patenschaft beim Projekt «Wüstenblume» übernehmen. Senden Sie mir bitte die Unterlagen.
- ☐ Ich möchte UNICEF-Mitglied werden. Senden Sie mir bitte einen entsprechenden Einzahlungsschein.

Name

Vorname

Adresse

PLZ/Ort

Coupon ausfüllen und schicken an:
UNICEF Schweiz,
Baumackerstrasse 24, 8050 Zürich.
Oder faxen: 01-317 22 77
www.unicef.ch
Postkonto Spenden: 80-7211-9

unicef 
Für die Kinder der Welt.



«Ich bin noch nie vor einer
schwierigen Aufgabe
davongelaufen»

Theodor Waigel zeigte als Finanzminister Deutschlands zwischen 1989 und 1998 Konturen. Im Bulletin spricht er über Werte, Mut und die Distanz zu den Mächtigen. **Interview: Christian Pfister, Redaktion Bulletin**

CHRISTIAN PFISTER Sie haben es aus einfachen Verhältnissen an die Spitze eines Landes gebracht. Ihr Vater war Maurerpolier und Landwirt im Nebenberuf. Welche Ideen hat er Ihnen auf den Lebensweg gegeben?

THEODOR WAIHEL Er hat mir etwas sehr Wichtiges mitgegeben: das Selbstbewusstsein und den Stolz des einfachen Bürgers, der vor niemandem ausser dem Herrgott niederkniet, der vor niemandem Angst hat. Mein Vater war ein Mann, dessen Respekt für politische Grössen sich in Grenzen hielt. Ich erbe von ihm ein Stück Skepsis gegenüber vielen Dingen. So lehrte er mich, gegenüber Ideologien auf Distanz zu gehen. Er sprach mit mir auch über die Schrecken des Nationalsozialismus – was damals eine Ausnahme war.

C.P. Was hat er Ihnen erzählt?

T.W. Ich gebe Ihnen ein Beispiel: Wir hatten in meiner Heimatgemeinde Ursberg ein grosses Behindertenheim; die Nazis hatten hier 500 Behinderte umgebracht. Mein Vater war kein Nazi, er war auch kein Held. Aber er sprach diese schrecklichen Dinge an. Kein Lehrer, kein Politiker, kein Pfarrer hatte sich damals getraut, mit uns jungen Leuten darüber zu sprechen. Das zeichnete meinen Vater aus: Offenheit, Mut und eine Distanz zu den Mächtigen.

C.P. Welches Kapitel aus Ihrer Lebensgeschichte erzählen Sie am liebsten?

T.W. Es gab in meinem Leben einige Momente, die mich sehr bewegten. Etwa im März 1989, als mich Helmut Kohl fragte, ob ich Bundesfinanzminister werden wollte. Ich musste mir die Antwort gut überlegen, denn ich wusste, was auf mich zukommt. Damals lagen wir als Union in Meinungsumfragen beim Volk bei 32 Prozent Zustimmung. In die Regierung einzusteigen war also ein Himmelfahrtskommando. Fast alle meine Freunde rieten mir ab. Ich sagte

dennoch zu. Ich bin noch nie vor einer grossen Verantwortung und einer schwierigen Aufgabe davongelaufen. Und ich habe meine Entscheidung nie bereut. Ich wurde dadurch tätiger Zeitzeuge der wohl interessantesten zehn Jahre in der deutschen und europäischen Geschichte des vergangenen Jahrhunderts.

C.P. Dazu gehörten Begegnungen mit den Grossen der Weltpolitik. Gibt es eine Szene, an die Sie sich besonders gerne erinnern?

T.W. Eine Begegnung hatte für mich grosse Bedeutung. Es war im Juli 1990; Helmut Kohl, Hans Dietrich Genscher und ich flogen in die Sowjetunion. Dort bekamen wir von Michail Gorbatschow und Eduard Schewardnadse die Zustimmung zur Wiedervereinigung Deutschlands. Wir vereinbarten unter anderem, dass innerhalb der nächsten vier Jahre alle sowjetischen Truppen aus Deutschland abziehen würden. Ich erinnere mich, dass wir im Laufe des Staatsbesuchs einmal mit dem Hubschrauber auf einem Feld landeten. Die Bauern waren bei der Ernte; sie überreichten Michail Gorbatschow und Helmut Kohl je ein Brot – als Symbol der Freundschaft. Gorbatschow teilte den Laib, bestreute ihn mit Salz und gab uns davon zu essen. Kohl tat das Gleiche – so, wie es ihn seine Mutter gelehrt hatte, indem er mit der Hand ein Kreuz über dem Brot machte. Ein bewegender Moment!

C.P. Die Welt werde zum Dorf, heisst es allenthalben. Die Wiedervereinigung Deutschlands zeigte allerdings, dass das Zusammenrücken schwer fällt. Welches sind Ihre Erkenntnisse aus den Jahren nach 1989?

T.W. Eine Einsicht ist: Europa kann in der Welt wieder eine Rolle spielen, wenn es seine Kräfte bündelt. Wir wollen jedoch kein Europa, wo die Identität der Nationen und Vaterländer aufgelöst wird. Wir wollen

ein Europa der Vielfalt, der verschiedenen Kulturen und Sprachen. Ein Europa, wo die Heimat eine Rolle spielt. Aussenpolitisch, ökonomisch und verteidigungspolitisch können wir aber nur vereint in einer globalisierten Welt bestehen. Gegenüber den grossen Wirtschaftsräumen wie der Nafta oder dem Mercosur können sich kleine Staaten nicht behaupten. Hätten wir zum Beispiel in den letzten Wochen den Euro nicht gehabt, wäre es zu einer Achterbahnfahrt der europäischen Währungen gekommen, welche schwerwiegende Auswirkungen gehabt hätte. Der Euro hat seine Feuerprobe bestanden.

C.P. Der 11. September beeinflusste aber nicht nur die Geldpolitik.

T.W. Die fürchterlichen Ereignisse in den USA brachten einen Paradigmawechsel. Uns ist heute klar, dass die Freiheit ihren Preis hat. Die freie Wirtschaft bedarf eines Ordnungs- und Wertesystems, in dem sie sich entwickeln kann. Es ist im Moment von grosser Bedeutung, dies Politikern und Wirtschaftsführern klar zu machen.

C.P. Sie sind Vertreter einer Partei, die das Christliche in ihrem Namen führt. Wo sind die Verbindungen von Politik und Religion?

T.W. Natürlich trennen die modernen Demokratien Religion und Politik. Dennoch gibt es Gemeinsamkeiten, gerade in der Frage der Werte. Aufgabe der Kirchen und der Religionen ist es, Antworten auf die letzten Fragen zu geben: «Warum bin ich auf dieser Welt? Was ist der Sinn des Lebens? Wie verantworte ich mich für das, was ich tue, vor meinen Nächsten, der Welt und letztlich vor meinem Gott?» Das sind die Fragen nach der Transzendenz, nach dem Jenseits. Ich persönlich könnte ohne das Wissen um die Transzendenz keine politische Verantwortung tragen. Dabei gilt, was einst ein sozialdemokratischer Rechts-

gelehrter sagte: «Die Demokratie lebt von Werten, die sie selber nicht erzeugt.»



Theodor Waigel

«Frei sind die, die tun, was sie sollen.»

C.P. Was hat er damit gemeint?

T.W. Wir fassen auf Werten, die weder die Politik noch die Demokratie schaffen, sondern sinnstiftende Ideen aus Religion, Theologie und Philosophie. Fehlt dieses Fundament, regiert das Prinzip des «anything goes»: Dabei ist alles möglich, alles gleich richtig, alles gleich falsch. Das wäre für jegliche Gesellschaft gefährlich. Demokratie und Freiheit gingen zugrunde. Denn frei ist nicht der, der tut, was er will. Frei sind die, die tun, was sie sollen.

C.P. Sie zitieren in Ihren Reden Joseph Bernhart, einen Priester aus Ihrem Heimatdorf Ursberg. Was hat es damit auf sich?

T.W. Bernhart hatte als katholischer Priester ein schwieriges Verhältnis zu seiner Kirche, weil er 1912 heimlich geheiratet hatte; er wurde deshalb exkommuniziert. Trotzdem blieb er der Kirche treu, schrieb wichtige theologische Werke. Er war ein Gegner des Nationalsozialismus. Einst schrieb er, es sei unsere Aufgabe, die Ordnung der Dinge zu erkennen und uns selbst in Ordnung zu bringen. Das ist eine Aufforderung, über das Verhältnis von Freiheit und Ordnung nachzudenken. Und uns «in Ordnung zu bringen».

C.P. Ist Ihnen das persönlich gelungen?

T.W. Ich habe es versucht. Keinem Menschen kann das jedoch vollständig gelingen.

C.P. Sie haben grosse Erfahrung als politischer Leader. Wie lautet Ihr Erfolgsrezept?

T.W. Politische Führung heisst, sich der eigenen Koordinaten bewusst zu sein und zu wissen, woher man kommt und wohin man geht. Dabei ist eine Bemerkung des Gelehrten Karl Barth wichtig: «In unsiche-

ren Zeiten weiss man nicht, was kommt, man weiss nicht einmal, was kommen soll.» Ich denke, wir wissen nie mit Bestimmtheit, was kommt. Aber wir sollten wissen, was kommen sollte. Dazu braucht es Prinzipien und Grundüberzeugungen.

C.P. Gibt es eine politische Idee, die Sie nicht verwirklichen konnten, obwohl Ihnen viel daran gelegen ist?

T.W. Ich litt darunter, dass nach der Wiedervereinigung Deutschlands die Begeisterung der Menschen über die Freiheit in den neuen Bundesländern nicht dauerhaft angehalten hat. Wir hatten etwas unterschätzt: Zwei Millionen Menschen waren schon vor 1989 aus der damaligen DDR geflüchtet; zusätzliche zwei Millionen verliessen den Osten nach dem Zusammenschluss. Diesen Aderlass haben die neuen Bundesländer bis heute nicht verkraftet. Die Probleme in den neuen Bundesländern sind nicht mit Mangel an Geld, Investitionen und sonstigen Hilfen zu begründen, sondern mit dem Aderlass an tüchtigen und engagierten Menschen. Da harrt noch eine grosse Aufgabe auf uns.

C.P. Sie sind Träger des Ordens wider den tierischen Ernst. Das verpflichtet – oder sehen Sie das anders?

T.W. Nein (lacht). Den meisten Beifall bekam ich damals, als ich an der Preisverleihung einen Witz erzählte über meine eigene Rolle als Finanzminister und Projektionsfigur der Steuerzahler. Und der geht so: Der Finanzminister war auf einem See in seiner Heimat im Eis eingebrochen; drei Buben retteten ihn. Der Finanzminister fragte sie aus Dank, was sie sich dafür

wünschten. Der erste Junge wollte ein Fahrrad, der zweite eine Modelleisenbahn. «Kein Problem», sagte der Finanzminister. Der dritte allerdings wünschte sich ein Staatsbegräbnis. «Staatsbegräbnis, warum denn das?», fragte der Minister. «Ja, wenn ich heimkomme und meinem Vater erzähle, ich hätte Finanzminister Waigel das Leben gerettet, dann schlägt er mich tot.»

C.P. Ernst war Ihnen aber wohl mit der Aussage: «Für jeden lüg' ich nicht mehr». Können Sie mir das erklären?

T.W. Die Aussage habe ich zwar auch schon gemacht, aber sie ist ursprünglich nicht von mir, sondern von Hermann Höcherl, in den Sechzigerjahren Innenminister für die CSU. Er war ein geistvoller und witziger Mann. Als ich noch ein junger Abgeordneter war, fragte ich ihn, ob er für mich eine Versammlung organisieren würde. Seine Antwort: «Für Sie schon, Waigel, aber für jeden lüg' ich nicht mehr.» Zum einen wollte er damit sagen, dass es ihm nicht im Traum einfallen würde, überall rumzufahren und Reden zu halten. Zum anderen machte er sich damit darüber lustig, dass Politiker bei Wahlveranstaltungen vor Parteifreunden so tun, als ob sie sie schon ewig kennen würden. Die Aussage plädiert also für Ehrlichkeit, darum hat sie für mich auch Gültigkeit.

C.P. Was bewegt Europa in 50 Jahren?

T.W. Ich wünsche mir, dass Europa etwas Einzigartiges wird – kein «melting pot» wie die USA. Europa muss zu einer Union von gleichberechtigten Völkern zusammenwachsen, wo kleine Völker überproportional zu ihrer Grösse beteiligt werden, wo verschiedene nationale Identitäten Platz haben. Wenn es uns gelingt, auch die osteuropäischen Staaten einzubinden und eine Ordnung zu schaffen, wo Krieg nicht mehr denkbar ist – dann hätten wir die Lehren aus der Geschichte gezogen und eine irreversible Ordnung des Friedens in Europa herbeigeführt.

THEODOR WAIGEL – EIN SCHATZMEISTER VON FORMAT

Theodor Waigel wurde 1939 geboren. Seit 1960 ist er Mitglied der CSU, für die er als Bundesfinanzminister von 1989 bis 1998 in der Regierung von Helmut Kohl an der politischen Spitze Deutschlands stand. Theodor Waigel ist Mitglied des Deutschen Bundestags, dem er seit 1972 angehört.

Was immer Sie tun. Wir sind für Sie da.

WINTERTHUR mit CREDIT SUISSE, ein starkes Versicherungs- und Bankteam.

Für alle Fälle, 24 Stunden am Tag und 365 Tage im Jahr. Sie erreichen uns unter Telefon 0800 809 809 oder über www.winterthur.com/ch. Oder direkt bei Ihrem Berater.

winterthur

ZEIT FÜR GEFÜHLE




GÜBELIN
JUWELEN • UHREN

LUZERN ZÜRICH GENÈVE LUGANO BERN ST. MORITZ BASEL GRINDELWALD


PATEK PHILIPPE
GENÈVE


PARMIGIANI
FLEURIER


Breguet
Depuis 1775

Glashütte
ORIGINAL

AP
AUDEMARS PIGUET
Le maître de l'horlogerie depuis 1875


JAEGER LECOULTRE


OMEGA